Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit . . . . 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . — fl. 45 kr.
Ausser Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:
Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt . 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für einen Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Paul Eisenschmidt

oder

Baronin und Sängerin.

Roman

von

Freiherrn Constantin von Giltersberg.

Erster Band.

Motto:
Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann.
Gottfried Kinkel.

Leipzig.

Carl Gräfe.

1857.

I.

In einer der fruchtbarsten und angenehmsten Gegenden der preußischen Provinz Sachsen liegt an einem Flüßchen und umgeben von schönen Feldern, ausgebreiteten Wiesen und einem frischen Laubwalde ein ziemlich großes Dorf, dem man es schon von weitem ansehen kann, daß Wohlhabenheit in ihm herrscht. Die zahlreichen Bauernhöfe stehen gar stattlich da mit ihren freundlichen einstöckigen steinernen Wohnhäusern, deren äußere Wände einen hellen Anstrich haben und an der Mittagsseite ganz mit Wein umrankt sind. Die Fenster des oberen Stockwerkes sind bei einigen dieser Häuser sogar mit grünen Jalousien versehen, an denen des Erdgeschosses befinden sich dagegen die, namentlich auf dem Lande, practischeren Fensterläden von dicken Bretern. Zu dem von vielem Federvieh, dem großen Kettenhunde und anderen Vierfüßlern belebten und dennoch sehr saubern Hofe eines jeden

dieser Bauergüter führt ein großes, gewöhnlich braunroth angestrichenes Thor, an dem außer dem Blechschildchen irgend einer Feuerversicherungs-Compagnie oft auch erlegte Raubvögel mit ausgebreiteten Flügeln gleichsam als Trophäen festgenagelt sind. Einen nicht weniger guten Eindruck, als die Wohnhäuser auf den Bauergütern, machen in diesem Dorfe die Wirthschaftsgebäude derselben, die ebenfalls sämmtlich massiv gebaut und mit Ziegeln gedeckt sind.

Die Bauern, welche hier wohnen, gelten im ganzen Lande für sehr reich, sind aber auch weit und breit durch ihre Grobheit und ihren Stolz bekannt, mit dem sie auf die minder begüterten Landleute in benachbarten Dörfern oder gar auf die Häusler herabsehen. Selbst mit den Bürgern des nahe gelegenen Städtchens machen die Bauern von Oldenfeld nicht viel Umstände, weil jene Bürger, die von dem Verkehr mit den reichen Landleuten nicht wenig Nutzen haben, fast allzuviele Complimente an diese verschwenden.

Dem Wanderer, der zum ersten Male nach Oldenfeld kommt, muß es auffallen, daß ein so großes und reiches Dorf keine Kirche hat. Das einzige Gebäude, das alle die stattlichen Bauergüter

überragt, ist das herrschaftliche Schloß. Es ist dasselbe im Renaissance-Styl gebaut und steht in einem großen Hofe, umgeben von schönen großen Wirthschaftsgebäuden und Ställen. Auf der Rückseite des Schlosses befindet sich der Garten, der in Terrassen nach dem das Grundstück durchschneidenden Flusse hinabsteigt. Eine in zierlichem Bogen geschlagene und mit vielem Schnitzwerk versehene Brücke führt über den Fluß nach dem Walde, von dem ein Theil zu einer Anlage in englischem Geschmack umgewandelt ist.

Dieses schöne Schloß war der Wohnsitz des Vaters unseres Helden, des Herrn Baron von Eisenschmidt.

Vor nicht allzulanger Zeit gehörte das große Rittergut noch einer altadeligen Familie, den Freiherren von Oldenfeld, deren Vorfahren schon unter König Heinrich dem Vogler in der großen Ungarn-Schlacht bei Merseburg ritterlich und ruhmvoll gestritten haben sollen. Wie das aber oft vorkommt, so war auch diese alte Familie nach und nach in ihren Verhältnissen herabgekommen, so daß ihr von all der früheren Herrlichkeit und Macht endlich nichts mehr übrig blieb, als der berühmte Name, der Stolz auf den Ruhm ihrer Ahnen und das

schöne, leider aber über die Gebühr verschuldete Stammschloß Oldenfeld. Aber auch dieses wußten die letzten Nachkommen der tapferen Ritter Heinrichs I. eben so wenig zu behaupten, als sie sich ihres Namens und Wappens würdig zeigten; und was die Oldenfelds von dem großen Könige für die in heißer Schlacht für Deutschlands Ehre und Unabhängigkeit geleisteten Dienste als erbliches Lehn empfangen hatten, war in späteren Jahrhunderten bei dem üppigen Leben am churfürstlich sächsischen und königlich polnischen Hofe an Wucherer und Juden verpfändet worden.

So kam es denn endlich dahin, daß das Gut in Concurs gerieth und der letzte Sprößling des berühmten Geschlechts, ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren, die Sünden seiner Aeltern mit Armuth büßen und sich mit der bescheidenen Gage eines Artillerie-Lieutenants begnügen mußte.

Der jetzige Besitzer von Oldenfeld konnte keine turnierfähigen Ahnen aufweisen. Er war früher Kaufmann in einer bedeutenden Handelsstadt gewesen. Durch das beträchtliche Vermögen seiner Frau, die er als alleinstehende Waise in Breslau hatte kennen lernen, wo er früher in einem großen Handlungshause servirte, war er in den Stand gesetzt worden,

ein bedeutendes Colonialwaaren-Geschäft in jener Handelsstadt der Provinz Sachsen zu übernehmen.

So lange als er in bürgerlichen Verhältnissen lebte, war er glücklich und zufrieden an der Seite seiner ersten Gattin, die seine Jugendliebe gewesen und von der er einen Sohn Namens Paul hatte. Dieser hatte kaum sein viertes Lebensjahr erreicht, als ihm die Mutter, dem Vater die Gattin durch den Tod entrissen wurde. Die Zärtlichkeit, mit der Herr Eisenschmidt seine Frau geliebt hatte, schien aber den Fond von Liebe, den ihm die Natur gegeben hatte, vollständig absorbirt zu haben, denn von dieser Zeit an ward er ein kalter, nur seinen Vortheil berechnender und dabei ehrgeiziger und eitler Mensch, der seinem Sohne zwar nicht gerade abgeneigt war, es ihm auch an nichts fehlen ließ, aber doch dem Kinde nicht mit dem auf ein jugendliches Gemüth einen so wohlthätigen Einfluß ausübenden warmen Vaterherzen entgegen kommen konnte.

Herrn Eisenschmidts Geschäftsverbindungen brachten ihn bald in nähere persönliche Berührung mit einer adeligen Familie, die eine Tochter hatte, welche bereits über die erste Jugendblüthe hinaus war, ja, wie man behaupten wollte,

auch schon das dritte Decennium ihres Lebens hinter sich.

Es hatte dem Fräulein Amalie zu ihrer Zeit durchaus nicht an Partien gefehlt, aber wie das jungen, etwas anspruchsvollen Frauenzimmern oft ergeht, war auch ihr kein Freier gut genug gewesen; sie hatte so lange gewählt, gemäkelt und sich besonnen, bis endlich die Zeit vorüber war, wo die jungen Männer bei wenig bemittelten Familien um die Töchter anzuhalten pflegen. Jetzt hatte Fräulein Amalie oft recht trübe Stunden; ein Blick in den Spiegel oder der Gedanke an den Taufschein machten ihr starkes Herzklopfen, besonders aber war es ihr unangenehm, wenn sie dem stattlichen Hauptmann von Bergheim oder dem wohlhäbigen Assessor Wolf mit ihren jungen Frauen am Arme auf der Straße begegnete. Beiden sehr achtbaren Männern hatte Fräulein Amalie zierliche Körbchen geflochten, und das nur deshalb, weil der damalige Lieutenant von Bergheim sich das schändliche Laster des Tabakrauchens nicht abgewöhnen konnte und wollte, und bei seiner Conversation der Höllenfürst und dessen Großmutter gar zu oft citirt wurden; der ehemalige Referendar Wolf aber erstens ein Bürgerlicher war, zweitens

kein Vermögen, dafür aber drittens etwas röthliches Haar und viertens außer dem Laster des Rauchens auch noch das des Schnupfens an sich hatte. Einen dritten Freier, einen hübschen jungen adeligen Gutsbesitzer, der übrigens ganz nach dem Herzen des Fräuleins gewesen war, hatte Amalie so lange mit kindischer Eifersucht gequält, bis auch er nicht wieder kam und ihr in einem artigen Briefchen vorstellte, daß es wohl für beide Theile besser sein würde, wenn das noch nicht fest geknüpfte Verhältniß bei Zeiten wieder gelöst werden könnte.

Fräulein Amalie blieb also sitzen und es ward ihr die angenehme Aussicht auf den Altjungfernstand als einziger Trost für das, was sie leichtsinnig verscherzt hatte, als noch die Rosen der Jugend auf den Wangen blühten, deren Farbe nun bereits mehr und mehr der des Pergaments ähnlich wurde, auf das der im Vorzimmer unter Glas und Rahmen prangende Stammbaum der Familie gemalt war.

Da kam Herr Eisenschmidt in das Haus ihrer Aeltern. Der Colonialwaarenhändler war ein hübscher und ein wohlhabender, ja reicher Mann, dabei gewandt in seinem Benehmen, unterwürfig den hohen Gönnern gegenüber, auch galant gegen

Damen und besonders gegen Frl. Amalien, deren Scharfblick recht wohl erkannte, daß Herr Eisenschmidt gewiß ein recht folgsamer Ehemann sein würde, wenn eine Frau es nur verstünde, mit Klugheit die Zügel des Regiments im Hause zu führen.

Sie überlegte sich die Sache und kam endlich zu dem sehr vernünftigen Resultat, daß ein bürgerlicher Mann doch immer besser wie kein Mann sei und es doch am Ende angenehmer sein müsse, die Frau eines Kaufmanns, als eine alte Jungfer von Adel zu sein. Es wurde daher sofort in dem Kriegsrathe von Fräulein Amaliens Liebe bedürftigem Herzen der Feldzugsplan gegen die Wittwenschaft des Herrn Eisenschmidt berathen und festgestellt. Alle Hülfstruppen der Liebe wurden mobil gemacht, alle Angriffswaffen in den Stand gesetzt. Der Sieg des Fräuleins war bald entschieden und der Sohn Mercurs ergab sich, entzückt von der hohen Ehre, die ihm zu Theil wurde, ohne alle Gegenwehr auf Gnade und Ungnade dem klugen weiblichen Feldherrn.

Einen schwierigeren Stand hatte das heißblütige Mädchen von siebenunddreißig Jahren aber bei ihren Aeltern. Anfänglich wollten diese gar nichts

von einer Verbindung ihrer Tochter mit einem Tabakshändler wissen; sie willigten endlich nur unter der Bedingung ein, daß Herr Eisenschmidt sein Geschäft aufgeben, das zur Versteigerung gekommene Gut Oldenfeld kaufen, dasselbe seiner zukünftigen Frau mittelst einer Schenkungsurkunde in aller Form Rechtens verschreiben und bei der Regierung um die Erlaubniß einkommen sollte, seinem Namen ein „von" vorsetzen zu dürfen.

Herr Eisenschmidt war schwach genug, auf diese Bedingungen einzugehen und nach einem halben Jahre züchtigen Brautstandes führte der Baron von Eisenschmidt sein eheliches Gemahl und dessen Aeltern auf den Rittersitz Oldenfeld und herrschte dort als souverainer Landjunker über Alles, was sein war, nur nicht über seine, wenn auch nicht schönere, aber doch gewiß klügere Hälfte und deren Angehörige.

Sein Sohn Paul, den er gewissenlos genug durch die Schenkungsacte an seine jetzige Frau so sehr beeinträchtigt, hatte von dieser Zeit an Gelegenheit genug, zu erfahren, was eine ächte Stiefmutter zu bedeuten habe. Seine Jugend war keine rosige und wurde noch trüber, als nach einem Jahre die zweite Ehe des Herrn von Eisenschmidt

auf und zu Oldenfeld durch die Geburt eines Junkers gesegnet wurde, der in der Taufe die in der Familie der Frau Baronin seit Jahrhunderten gebräuchlichen Namen Kurt Hans Zacharias erhielt.

Paul war damals ein hübscher blonder Knabe von sechs Jahren, seiner Mutter nicht nur im Aeußeren, sondern auch im Charakter ähnlich. Von Natur mit reichen geistigen Anlagen ausgestattet, von lebhaftem feurigem Temperament, waren doch Gutmüthigkeit, Offenheit, Hingebung an Jeden, der ihm nur einigermaßen freundlich entgegenkam, die hervorstechendsten Züge seines Characters. So sehr gern wie er sich an andere Menschen anschloß und zutraulich gegen Jedermann war, so vermochte er doch nicht zu denen ein Herz zu fassen, deren Naturell ihm nicht sympathisch war, oder die beim ersten Anblick keinen guten Eindruck auf ihn gemacht hatten. Zu diesen Personen gehörten vor Allen seine Stiefmutter und die neuen Großältern, und wahrlich deren Benehmen gegen ihn war nicht dazu geeignet, den ursprünglichen Widerwillen, den diese Menschen ihm eingeflößt hatten, zu vertreiben. Vermochte er zu jener Zeit auch noch nicht die ganze Größe der Zurücksetzung, die ihm von Seiten der Aeltern wurde, zu begreifen, so fühlte er doch

recht wohl aus Allem heraus, daß er nur das geduldete Stiefkind war.

Ebenso wenig wie bei der zweiten Mutter fand er bei dem Vater Zuneigung und Liebe, wie sie sein Herz bedurfte, denn dieser, von Natur kein sonderlich mittheilsamer Mensch, ward mit jedem Jahre verschlossener und kälter; überdem war der Baron auch so schwach von Charakter, daß er kaum gewagt haben würde, dem ältesten Sohn das Vaterherz aufzuschließen, wenn er dazu auch das Bedürfniß gefühlt hätte. Er stand vollständig unter der Herrschaft seiner Gemahlin, die dem verhaßten Stiefkinde, dem Sohne der Bürgerlichen, schwerlich die Liebe des Vaters gegönnt hätte, schon aus Furcht, ihr eigener Sohn könnte dadurch um irgend einen Vortheil gebracht werden.

Da Paul in der Familie selbst nur Kälte und Mißachtung fand, suchte er sich außerhalb derselben seine Freunde. Mit den Jungen aus dem Dorfe durfte er nicht umgehen, und einige Bekanntschaften, die er unter diesen angeknüpft hatte, mußten bald wieder abgebrochen werden. Er hatte diese Freunde einige Male in den Schloßgarten mitgenommen, was aber die gnädige Frau Mama sehr übel vermerkte; denn der Anblick dieser Kinder

mit wohlgenährten rothen Gesichtern, mit ihren unbekleideten Füßen und ledernen Höschen war ihr so sehr zuwider, daß sie ein strenges Verbot gegen jedes Betreten des Schloßgartens von anderen als herrschaftlichen oder zu dem Gesinde des Schlosses gehörigen Personen erließ.

Die reichen Oldenfelder Bauern, die sich ohnedies nie sehr um die gnädige Herrschaft bekümmert hatten, wurden dieser dadurch noch mehr abgeneigt, und wenn sie auch die damals noch gebräuchlichen Frohnen für den Hof ohne Anstand leisteten, so ging es dabei doch nie ohne Streit und Zänkerei mit dem Verwalter des Rittergutes ab, den man schon deshalb nicht liebte, weil ihn die gnädige Frau mitgebracht und eingesetzt hatte. Nachdem dem jungen Herrn Paul der Umgang mit der Dorfjugend verboten und der Schloßgarten, den die Bauern vorher nur selten einmal betreten hatten, diesen verschlossen war, unterließ man es sogar die Herrschaft zu grüßen, wenn sich diese einmal im Dorfe zeigte.

Paul seinerseits suchte und fand auch bald wieder Ersatz für die ihm so schnell entzogenen Freunde aus dem Dorfe. Seine natürliche Gutherzigkeit führte ihn zuerst zu den Thieren, die zu dem Gute

gehörten. Der Stall ward bald sein liebster Aufenthalt; stundenlang konnte er sich damit beschäftigen, die Pferde, Rinder und Schafe zu betrachten und zu streicheln, selbst der Schweinestall war ihm kein unbekanntes Terrain — bei den wenig sauberen Mahlzeiten dieser nützlichen Thiere assistirte er oft als stiller Beobachter. Dieselbe Liebe, dasselbe Wohlwollen widmete er auch den zahlreichen mit Federn bewachsenen Zweifüßlern des Hofes; seine speciellsten Freunde waren aber der Kettenhund Rustan und die beiden Hühnerhunde, welchen ihr Lehrmeister, ein alter Förster, der ziemlich weit vom Schlosse im Walde wohnte, die seltsamen Namen Trompeter und Pauker gegeben hatte.

Nur einen Vierfüßler gab es im Schlosse, den er nicht leiden konnte. Es war das der dicke Mops Mylord, den die Mama mit aus der Stadt gebracht hatte und der jetzt einen Theil des Herzens der gnädigen Frau, das er früher ganz besessen, an den ersten gebornen Baron von Eisenschmidt hatte abtreten müssen. Es schien fast, als wenn das häßliche Thier diese Einbuße von Liebe gemerkt habe, denn Mylord ward mit jedem Tage boshafter und unangenehmer, freilich auch immer fetter und unbeholfener.

Es währte nicht lange, so war Paul von allen Thieren des Hofes und der Ställe gekannt, wie er selbst jedes Pferd und jede Kuh beim Namen kannte und von allen Angelegenheiten des Stalles, des Taubenschlags und des Hofes auf's Genaueste unterrichtet war. Die Freundschaft der Thiere hatte nothwendig auch eine solche mit den Pflegern derselben zur Folge. Das Gesinde gewann bald den hübschen und zutraulichen Knaben lieb; seine vertrautesten Freunde wurden aber der Kutscher Christian und die alte, etwas sehr corpulente Kuhmagd Rose.

Beide waren für Paul höchst interessante Persönlichkeiten. Christian war Husar gewesen und wußte viel von den Schlachten zu erzählen, die er mitgemacht hatte. Je mehr sich dieser biedere, deutsche Krieger bei seinen Schlachtberichten, was Wahrheit und Wahrscheinlichkeit betrifft dem Napoleonischen und russischen Bulletinstyl näherte, desto zündender wurden diese Erzählungen für Paul. Ueber dem Bett des Kutschers hing das tapfere Schwert des Helden mit der dazu gehörigen Säbeltasche. Paul betrachtete diese ruhmgekrönte Waffe stets mit hoher Ehrfurcht, und eine, nur selten gewährte Freude war es ihm, wenn Christian den

Säbel herabnahm, ihn aus der Scheide zog und seinem jungen Freunde einige Rostflecke auf der Klinge zeigte mit dem Bemerken, daß diese von Franzosenblut herrührten. Staunen und Bewunderung ergriff aber den Knaben, wenn Held Christian den Stiefel und den Strumpf auszog, und ihm am rechten Fuß die ziemlich lange und breite Narbe einer Wunde zeigte, die ein französischer Cürassier dem tapfern Vaterlandsvertheidiger in der Schlacht bei Jena beigebracht hatte. Die höchste Belohnung, die aber Christian seinem kleinen Freunde für Folgsamkeit gewährte, war, daß er diesen in den Stall führte, ihm eine leere Tabakspfeife in die Hand gab und ihn rittlings auf die schwarze Lise setzte.

Die dicke Rose hatte das Herz unseres Paul durch ihr großes Talent zum Erzählen von Gespenster- und Räubergeschichten erobert. Sie wußte nicht allein alle Sagen und Märchen, die sich an das Schloß selbst, an das Dorf und an nahe liegende Ortschaften, Wälder und Gewässer knüpften, sie hatte auch der Leihbibliothek in dem nächsten Städtchen manchen schönen Sechser zugewendet und galt daher unter ihren breitschulterigen, auf großen sonnenverbrannten Füßen einherwandelnden und mit umfang-

reichen, kräftigen, wenn auch etwas harten Händen arbeitenden Colleginnen für eine höchst gelehrte Person.

Der Umgang Pauls mit diesen beiden braven und treuen Menschen hatte bald die Folge, daß seine jugendliche Phantasie in Bildern einer glänzenden Zukunft schwelgte. Er träumte von Schlachten, Gefahren und Abenteuern aller Art, deren Hauptperson natürlich er selbst stets war. Da war er bald ein Reiter, bald ein Kutscher, bald ein Räuber, bald ein tapferer Ritter, je nachdem die eine oder die andere Maske zu dem geträumten Abenteuer paßte.

Aber auch dieses Glück sollte dem armen Paul bald gestört werden. Im Schlosse hatte man es sehr unangenehm gefunden, daß Paul fast stets nach dem Pferdestalle roch. Einige Male war er deshalb bereits von der herrschaftlichen Tafel verwiesen worden, denn die alte und die junge gnädige Frau hatten den Pferdegeruch, der gar nicht mehr aus den Kleidern des Knaben zu vertilgen war, so penetrant gefunden, daß sie allen Appetit verloren und in Ohnmacht zu sinken drohten. Es erging nun ein strenges Verbot gegen die Besuche der Ställe an den Besucher sowohl, wie an die, welche diese Visiten acceptirt hatten.

Wie stets das Verbot eines übrigens unschuldigen Vergnügens übele Folgen hat, sobald für die entzogene Lieblingsbeschäftigung kein Aequivalent gegeben wird, so war das auch hier der Fall. Da Paul nicht mehr öffentlich seine zwei- und vierbeinigen Freunde besuchen durfte, that er es im Stillen, und je mehr man über ihn wachte, desto mehr dachte er darauf, seine Uebertretungen des Gebotes zu verbergen, desto reizender erschienen ihm die Unterhaltungen mit Christian und Rose. Diese beiden Personen gewannen in seinen Augen immer mehr, je öfter von der Stiefmutter und deren Aeltern mit Verachtung von Leuten niederen Standes gesprochen und Paul selbst angeborener Hang zu dem Gemeinen vorgeworfen wurde. Wie konnte er auch wohl sich davon überzeugen, daß ein Umgang mit dem Kutscher und der Stallmagd kein passender für ihn sei, oder gar daß diese weniger gute Menschen als seine Aeltern seien! Sie kamen ihm mit Herzlichkeit und Liebe entgegen, während er bei den Aeltern nur Kälte und Gleichgültigkeit fand — hier sah er Stolz, alberne Vorurtheile, Engherzigkeit und Lieblosigkeit, bei jenen aber Treue, Fleiß, Biederkeit und Wohlwollen. Es gehörte in der That ein so trefflicher Charakter, ein so weiches und

versöhnliches Gemüth dazu, wie es Paul angeboren war, daß nicht Bitterkeit, Gehässigkeit und Verstellung sich durch solche verkehrte Behandlungsweise in seinem Herzen festsetzten. Einigen schädlichen Einfluß hatte die Herzlosigkeit der Stiefmutter und die Schwäche und Engherzigkeit des Vaters schon auf diese junge Seele ausgeübt: schon war Paul dazu gekommen, hinter dem Rücken der Aeltern seine Freunde zu besuchen, also etwas im Geheim zu thun, zu lügen.

Zum Glück für ihn ereignete sich bald ein Vorfall, der den lange gehegten Plan der Stiefmutter und der Stief-Großältern, den Knaben in ein Pensionat zu geben und so aus dem älterlichen Hause ganz zu entfernen, zur Reife brachte. Es kosteten das Ereigniß und seine Folgen dem armen Jungen viele Thränen, später aber hat er den an sich unbedeutenden Vorfall gesegnet, denn ohne diesen wäre am Ende seine Entfernung aus dem Hause noch hinausgeschoben worden und er selbst noch länger den schädlichen Einflüssen einer absichtlich vernachlässigten Erziehung ausgesetzt gewesen.

An einem schönen Sommer-Vormittag hatte der dicke Mops der gnädigen Frau Gelegenheit gefunden, aus dem Zimmer derselben zu kommen.

Er watschelte die Treppe hinab, bewegte sich schwerfällig bis vor die nach dem Hofe führende Hausthür und sonnte sich auf den breiten Steinstufen vor derselben. Da kam Paul schnell aus dem Hause, nach Knabenart hüpfend und springend. Das nahm aber der boshafte, fette Mylord gewaltig übel; mit heiserem Gebell fuhr er auf den Knaben los und faßte ihn an den etwas weiten Höschen. Zum Unglück waren Trompeter und Pauker in der Nähe. Kaum hatten diese den Angriff des Mopses auf die Beine ihres Freundes gesehen, als sie mit lautem Gebell über den Liebling der Baronin herfielen, ihn die Stufeu hinabrollten, etwas unsanft beim Felle packten und tüchtig abschüttelten. Mylord erhob ein klägliches Geheul und hörte damit noch nicht auf, als ihn die Hühnerhunde auf den Zuruf Pauls schon längst wieder losgelassen hatten. Die Baronin hatte das Geschrei ihres Herzblattes gehört; sie war zum Fenster geeilt und sah noch, wie Mylord fortwährend heulend die Stufen wieder erklomm und in das Haus flüchtete. Sie eilte dem kostbaren Exemplare von einem Hunde entgegen, nahm den winselnden und allerdings an der rechten Vorderpfote und an dem linken abgeschnittenen Ohr etwas blu-

tenden Liebling auf den Arm und befahl Paul, ihr augenblicklich auf das Zimmer zu folgen.

Nachdem sie hier unter Ausrufungen tiefen Bedauerns den Mops in sein Bettchen von Mahagoniholz gelegt, ergoß sie sich in den heftigsten Schmähungen gegen Paul und behauptete, er habe die großen Hunde auf Mylord gehetzt.

„Das ist nicht wahr," rief dieser entrüstet, „das ist gelogen!"

Außer sich vor Zorn sprang die Baronin auf ihren Stiefsohn zu, um ihm einen Streich zu versetzen, doch dieser wich sich bückend dem Schlage aus und entwischte durch die Thüre; die Baronin aber schlug sich mit der Hand ziemlich unsanft an die Ecke des Pianoforte's, so daß sie selbst vor Schmerz laut aufschreien mußte.

Mit hochgerötheten Wangen, die Augen voll großer dicker Thränen, aber das Weinen mit großer Anstrengung noch zurückhaltend, kam Paul in den Pferdestall, um seinem Freunde Christian das übervolle Herz auszuschütten und sich bei ihm Trost und Rath zu holen. Er erzählte dem Kutscher den Hergang der Sache bis auf den kleinsten Umstand. Während dieser Erzählung wurde es ihm immer unmöglicher, der mit Gewalt andrängenden Thränen

Herr zu werden; es machte sich, während er sprach, ein sehr bedenkliches Crescendo des Schluchzens bemerkbar; bei den letzten Worten des Berichtes brachen aber die Thränen mit aller Gewalt hervor, so daß seine Erzählung endlich durch das laute Weinen fast ganz unverständlich wurde.

Christian hatte auf den Stallbesen gestützt, mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Sein Gesicht zeigte eine sehr bedenkliche Miene, aus der man deutlich lesen konnte, wie sehr der würdige Mann die Wichtigkeit und die Tragweite dieses Ereignisses erkannte. Er rückte während Pauls Erzählung zu verschiedenen Malen das von rother Wolle gestrickte Mützchen, das er bei der Arbeit zu tragen pflegte, bald auf die rechte, bald auf die linke Seite seines klugen Hauptes und strich sich dann seinen großen schwarzen Bart, einige bedeutungsvolle „hm! hm!" in denselben brummend.

Nachdem Paul unter heißen Thränen die Geschichte der ihm widerfahrenen Ungerechtigkeit beendet hatte, war Christian vor Allem darauf bedacht, seinen jungen Freund zu trösten.

„Na, seien Sie nur ruhig", sprach er, „es wird nicht so schlimm sein, junger Herr. Sie haben zwar nicht recht gethan, daß Sie der gnä-

digen Frau Mama so grob gekommen sind, denn wenn sie auch eine boshafte und stolze alte Katze ist, so bleibt sie doch immer Ihre Mutter ..."

„Nein, nein", rief Paul, „die ist nicht meine Mutter, ich mag sie nicht, ich kann sie und den Großvater und die Großmutter mit sammt dem Mops dazu nicht leiden!"

„Na, na, wer wird so heftig sein", verwies ihm Christian; „es ist wahr, eigentlich ist sie nicht Ihre Mutter, aber uneigentlich, nämlich, verstehen Sie mich, ich meine so durch die dritte Hand, wie man zu sagen pflegt, ist sie doch eigentlich Ihre Mutter, weil nämlich, verstehen Sie mich, die gnädige Frau die Frau des gnädigen Herrn ist, der wieder Ihr gnädiger Herr Papa, ich will damit sagen Ihr Herr Vater, ist. Sehen Sie, wenn einem Manne die Frau gestorben ist und er heirathet wieder eine andere Frau, gewöhnlich eine alte mit Geld oder mit vornehmen Protectionen, wie der gnädige Herr, so nennt man das eine Stiefmutter, was fast noch schlimmer ist als eine Schwiegermutter. Eine Stiefmutter bleibt aber immer noch eine Mutter, und wenn sie der leibhaftige Teufel selbst wäre, wie mit Respect zu sagen die gnädige Frau. Es steht aber geschrieben: „Du

sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es Dir wohl gehe und Du lange lebest auf Erden", also müssen Sie auch die Stiefmutter ehren, will sagen nicht grob gegen sie sein und nicht sagen, daß sie gelogen hat."

„Aber ich habe den Trompeter und den Pauker nicht gehetzt ..."

„Nun ja, das glaube ich schon, und der Mops ist auch ein böser Racker, aber dennoch durften Sie nicht trotzig gegen die gnädige Frau sein."

Paul wollten die Argumente, die Christian so scharfsinnig für die Mutterschaft der Stiefmutter vorbrachte, durchaus nicht einleuchten, noch weniger wollte er anfänglich von dem Rathe des Kutschers etwas wissen, zu der gnädigen Frau zu gehen und sie um Verzeihung zu bitten. Fast war es aber schon der siegenden Beredsamkeit des alten Husaren und der Autorität, welche dieser Paul gegenüber hatte, gelungen, den gutherzigen Knaben dahin zu bringen, als der Bediente eintrat und Paul den Befehl brachte, augenblicklich zu der gnädigen Frau zu kommen.

Christian empfahl Paul mit wenigen Worten noch einmal kaltes Blut und ruhiges Hinnehmen der gnädigen Strafe, als dieser dem Bedienten folgte.

„Ein böser Handel das“, dachte Christian, seinem Freunde nachsehend; „ohne tüchtige Fuchtel wird es da wohl nicht abgehen. Wie fest und männlich er aber über den Hof geht — das wird einmal ein ganzer Kerl; der sollte Husar werden, der jagte Bonaparte mit allen seinen Franzosen durch ein Knopfloch!“ —

In dem Zimmer der Frau Baronin war die ganze Familie versammelt, selbst den Vater hatte man ausnahmsweise diesmal zu dem Familienrath gezogen.

Als Paul eintrat, saßen die erwachsenen Glieder des Hauses wie die Richter bei einer Gerichtsverhandlung feierlich und mit tiefem Ernst auf den Gesichtern, an dem Tische. Mylord lag auf seinem Bett, brach aber in ein kreischendes Bellen beim Eintritte des Delinquenten aus. Nur mit Mühe konnte das häßliche Thier beruhigt werden.

„Du hast Dich heute wieder einmal so ungehörig betragen“, begann die Baronin zu Paul, der wie ein armer Sünder vor der Versammlung stand, „daß man die strengsten Maßregeln treffen muß, um Deinen Uebermuth und Deine Flegelei zu zügeln. Du bist aber nicht allein ein ungezogener Bursche, dem man in seinem ganzen Wesen

den Stall ansieht, Du hast heute auch gezeigt, daß Du ein schlechtes Herz hast; denn blos weil Du weißt, wie gern ich Mylord habe, hast Du die großen Hunde auf ihn gehetzt, die das arme Thier gewiß umgebracht hätten, wenn ich nicht dazu gekommen wäre. Pfui über Dich, Du schlechter Mensch!"

„Das ist eine Lüge, Frau Mama," rief Paul, der bei diesen ungerechten Vorwürfen alle Ermahnungen Christians von wegen des ruhigen Blutes vergaß.

„Unerhört, unerhört, diese Frechheit!" riefen alle Versammelten auf einmal.

„Der Mylord", fuhr Paul unter Thränen fort, „hat mich in die Hosen gezwickt, als ich aus der Hausthür kam; das wollten Trompeter und Pauker nicht leiden und packten den Mops beim Felle. Ich rief die Hunde ab und mir folgen sie, weil ich gut mit ihnen bin und sie auch gute Thiere sind, der Mops aber ist ein häßlicher, boshafter Racker."

„Nein, solche Ausdrücke in dem Munde eines Kindes! Da sieht man, was für ein schändlicher Bube Du bist!" rief die Baronin.

„Dem Jungen sieht man doch stets die gemeine

Abkunft an", meinte die Schwiegermutter des Herrn von Eisenschmidt.

„Und den Hang zu dem Gemeinen", ergänzte der Schwiegervater, „der ihm seine Freunde unter dem Pöbel und im Stalle aufsuchen läßt."

„Dann wollten Sie mich schlagen", fuhr Paul fort, „aber ich lasse mich von Ihnen nicht schlagen; Sie sind nicht meine Mutter, und ich mag Sie nicht, weil Sie nur eine Stiefmutter und ebenso böse sind, wie Ihr Mops."

„Nein, das ist doch zu arg", rief aufspringend die Baronin, und zu dem Gemahl gewendet fuhr sie fort: „und das leidest Du, daß mich Deine Brut mit solcher Frechheit beschimpft!"

„Es ist ein böser Junge", erwiderte phlegmatisch Herr von Eisenschmidt, „früher war er besser..."

„So, das soll wohl ein Vorwurf für mich sein! Habe ich die Range verzogen, die mich eigentlich gar nichts angeht?"

„Ach nein", sagte der Hausherr in furchtsamem Tone, „nein, er ist ein schlechter Mensch und soll aus dem Hause."

„Das sind wohl die weisen Lehren, die Du im Pferde- und Kuhstall empfangen hast?" fragte der Schwiegerpapa spöttisch, mehr zu der Ver-

sammlung als zu Paul gewendet. Dieser aber erwiderte heftig:

„Nein, Christian hat mir eben noch gesagt, man müsse Vater und Mutter ehren, auch wenn es eine Stiefmutter wäre, ich sollte Sie auch um Verzeihung bitten, aber ich mag Sie nicht ehren, ich will Sie nicht um Verzeihung bitten, weil Sie nicht meine Mutter sind und weil Sie lügen!“

„Genug, genug“, rief die Baronin, „ich mag nichts mehr hören und sehen von dieser gottlosen Range. Morgen wirst Du fortgebracht. Du kommst in das Institut des Pastors Holzhagen; das ist ein strenger und gottergebener Mann, der wird Dich schon zur Vernunft bringen!“

Damit war die Sitzung aufgehoben und Paul wurde entlassen.

Mit leichtem Herzen ging Paul die Treppe hinab: es war ihm, als wäre seine Brust von einer großen, schwer drückenden Last befreit worden, er sah der Gewißheit einer Veränderung in seinen Lebensverhältnissen vor sich; er ging dieser mit um so größerer Freudigkeit entgegen, als ihn kein Band der Liebe an das älterliche Haus mehr knüpfte. Nur der Abschied von Christian und Rose, wie von den Thieren ward ihm schwer. Noch einmal durch-

ging er alle Ställe und streichelte und liebkoste seine vierfüßigen Freunde. Er konnte sich der Wehmuth nicht erwehren, wenn ihn Rustan, Trompeter und Pauker mit ihren treuen Augen ansahen, oder die Kühe und Pferde ihm zutraulich die Hände leckten.

Er theilte Christian und Rose die Aenderung seines Schicksals mit. Diese versäumten es nicht, ihm nach ihrer Weise viele gute Lehren mit auf den Weg zu geben und namentlich ließ es sich Christian angelegen sein, ihm noch besonders einzuschärfen, er solle sich mit den Aeltern versöhnen und wenigstens nicht im Bösen und mit Groll im Herzen von ihnen gehen, denn das thue nie gut, selbst wenn die Aeltern im Unrecht seien. Zum Beweise dafür, daß älterlicher Segen ebenso nothwendig sei, als der Segen Gottes, erzählte er ihm eine lange Geschichte von einem Kameraden, der übrigens ein kreuzbraver Kerl gewesen, weil er aber im Bösen von seinen Aeltern gegangen, niemals Glück gehabt habe und endlich unter vielen Schmerzen an einer tödtlichen Wunde, die er bei Waterloo erhalten, habe sterben müssen.

Bei einem zwar etwas heftigen, aber doch auch so leicht versöhnlichen Gemüthe, wie Paul, konnte

eine solche wohlgemeinte Mahnung nicht fruchtlos bleiben. Er ging zuerst zu der Baronin in der Absicht, sich mit dieser zu versöhnen — sie wollte nichts von ihm hören und wies ihm die Thüre; ein Gleiches widerfuhr ihm bei den Stief-Großältern, die ihn mit Verachtung behandelten; auch bei dem Vater fand er nur Kälte und phlegmatische Theilnahmlosigkeit.

Mit Thränen in den Augen und tiefbetrübt über diese abermalige schlimme Erfahrung kam er zu Christian. Doch dieser hatte auch dafür Trost und meinte:

„Nun haben Sie doch Ihre Pflicht erfüllt und sich nichts vorzuwerfen. Sie sind nicht schuld, wenn Sie ohne Liebe vom Hause in die weite Welt gehen müssen. Sie können nun mit Gott gehen, denn Sie scheiden nicht mit Haß von den Aeltern!"

Am nächsten Morgen ward Paul ganz früh von dem Bedienten geweckt. Er kleidete sich an, sein Koffer ward hinabgetragen und auf den Wagen gebunden. Kein einziges Glied der Familie war zugegen; ohne ihren Abschied, ohne Lebewohl von den, ihm durch die Bande des Bluts am nächsten Stehenden verließ Paul das Haus. Auf dem

Hofe stand das Gesinde, um Abschied von dem Scheidenden, den Alle gern gehabt hatten, zu nehmen. Rose wischte sich mit der verkehrten großen Hand die Augen, selbst der Bediente der Baronin sagte ihm Lebewohl. Er drückte allen Knechten und Mägden noch einmal die Hände, dann stieg er in den Wagen, den Christian mit kundiger Faust lenkte.

II.

Auf der fast den ganzen Tag über währenden Fahrt gewann Paul bald wieder seine frühere kindliche Fröhlichkeit. Christian trug nicht wenig durch seine Unterhaltung dazu bei. Ebenso nahmen auch die vielen neuen Gegenstände und kleinen Erlebnisse, die auf einer derartigen Reise vorkommen, des Knaben Aufmerksamkeit stark in Anspruch.

Eine erste Reise und sei sie noch so klein, hat für ein Kind stets das größte Interesse und prägt sich mit allen ihren Eindrücken für das ganze Leben unverlöschbar in die junge Seele ein. Jeder Meilenzeiger, jeder Baum, jedes Wäldchen oder gar eine Ortschaft ist ein bemerkenswerther Gegenstand, jeder auf der Landstraße fechtende Handwerksbursch, jeder vorübergehende Bauer wird zu einer interessanten Persönlichkeit. Höchst wichtige Ereignisse sind aber das Einkehren in den Wirthshäusern und das Füttern der Pferde. Eine ländliche Wirthsstube

mit Bekleidung von braun angestrichenen Bretern an den Wänden und an der Decke, womöglich mit einer, die letztere stützenden hölzernen Säule in der Mitte, an welcher die sauber geschriebenen officiellen Bekanntmachungen des Gerichts hängen, die großen, plumpen, rothbraunen Tische und Bänke, das Schränkchen mit den verschiedenen Branntweinflaschen, die große Wanduhr mit ihrem sonoren Ticktack, der über der Thür hängende immerwährende Kalender, der große grüne, Jahr aus Jahr ein geheizte Kachelofen und selbst die Legionen von Fliegen, die im Sommer nie in einer solchen Stube fehlen — das Alles heimelt den jungen Reisenden so freundlich und gemüthlich an, daß ihm hier das einfache, derbe Mittagsmahl auf zinnernen Tellern viel besser schmeckt, als die gewähltesten Speisen in dem eleganten Zimmer des väterlichen Hauses.

Endlich sah man im Scheine der Abendsonne das Dorf Braunsberg, das Ziel der Reise unsers Helden, liegen. Die Umgebung des Dorfes war sehr freundlich. Es lag dasselbe in einem kleinen Thale zwischen Wiesen und Feldern; die Hügel in der Nähe waren theils mit wogenden Getraide- und grünen Krautfeldern, theils mit frischem Gehölz geschmückt. Von dem mit Schiefer gedeckten Kirch-

thurme tönte das Abendläuten, als unsere Reisenden sich dem Dorfe näherten. Die von ihrer Arbeit heimziehenden Landleute grüßten freundlich, ebenso wie die vor den Bauernhäusern sitzenden älteren Männer und Frauen und die auf dem Wege zwischen den heimkehrenden Gänsen umherlaufenden barfüßigen und sonnenverbrannten Kinder.

Einen starken Contrast zu diesem naturwüchsigen frischen Bilde lieferte das Pfarrhaus, vor dem der Wagen nun hielt. Es war dasselbe ein massives, wohlansehnliches Gebäude, das jedoch mit seinen kahlen weißen Wänden schon äußerlich keinen besonders freundlichen Eindruck machte. Auf dem geräumigen, ursprünglich für eine Oekonomie eingerichteten Hofe war kein Thier zu sehen, die Scheunen und Ställe waren verschlossen, jede Freude, jede fröhliche Lebensäußerung schien von diesem Hause absichtlich fern gehalten zu sein.

Auf dem Hofe standen einige Kinder in einfacher grauer Tracht, beaufsichtigt von einer Frau mit ernstem und strengem Gesicht. Auch sie war höchst einfach gekleidet. Sie trug ein Kleid von schwarzem Merino, eine weiße Schürze und eine weiße Haube. In der Hand hielt sie ein schwarz eingebundenes mit Goldschnitt versehenes Buch.

Die Kinder starrten mit fast stumpfsinniger Blödigkeit den vorfahrenden Wagen an. Paul stieg aus und ging begleitet von Christian in den Hof. Die Frau kam ihm entgegen und redete ihn mit den Worten an:

„Der Herr segne Deinen Eingang, mein Sohn! Was bringst Du und woher kommst Du?“

Christian zog einen großen Brief aus der Tasche seiner Livree und übergab ihn respectsvoll der Frau. Diese las die Adresse und sagte:

„Der Brief ist an den Herrn Pastor, meinen Gemahl. Der Herr Pastor ist in seinem Zimmer im oberen Stockwerk, links die zweite Thüre; geht hinauf zu ihm.“

Christian trat mit Paul in das Haus. Auch hier herrschte zwar eine pedantische Sauberkeit, aber zugleich auch dieselbe trostlose Oede, wie im Hofe und in dem Aeußeren des Gebäudes.

Als die Ankömmlinge die Hausthür durchschritten, konnte sich Christian nicht enthalten die Aeußerung zu thun:

„Hören Sie einmal, junger Herr, ich glaube, wir sind hier in ein Kloster gerathen — da werden Ihnen wohl wenig Rosen blühen!“

Paul verstand den Sinn dieser Worte nicht

ganz, er ahnete ihn nur nach dem Eindrucke, den diese freudenlose und stille Behausung auf ihn machte.

Christian klopfte an die bezeichnete Thüre; es erscholl von innen das von einer tiefen und von Natur wohlklingenden Stimme gerufene „Herein“. Die Ankömmlinge traten in das Zimmer, an dessen Wänden bis zur Decke hinauf Regale angebracht waren, auf denen dichte Reihen von Büchern standen. Vor einem großen, ganz mit Büchern, Manuscripten und Zeitungsblättern bedeckten Tische saß der Herr Pastor Holzhagen auf einem, mit braunen Leder beschlagenen Lehnstuhl. Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren, dessen dunkeles, etwas langes und glatt gekämmtes Haar jedoch schon von einigen weißen Streifen durchzogen war, ebenso wie er bereits eine etwas gebückte Haltung hatte, die ihm bei seiner langen und hageren Gestalt das Ansehen von Engbrüstigkeit gab. Der vorherrschende Ausdruck in dem etwas fahlen und welken Gesicht war der einer zelotischen Strenge und jenes hierarchischen Hochmuthes, der um so unangenehmer ist, als er mit dem Geiste und dem ersten Gebote der Religion, deren eifrigste Diener Geistliche gleich Holzhagen sein wollen, in dem grellsten Widerspruche steht. Neben diesem Ausdruck sprach das Gesicht

des Pastors aber auch noch für einen anderen ihm angeborenen Characterzug, der ihm, dem frommen und heiligen Manne, wohl manchen schweren Kampf gekostet, wohl viele Noth gemacht und dem bösen Feind wohl oft Gelegenheit gegeben haben mag, zu ihm heranzutreten und ihm die Herrlichkeiten des irdischen Jammerthals verlockend zu zeigen.

Man sagt ja, daß Satanas in seinem ungemessenen Ehrgeiz ein ganz besonderes Vergnügen darin finden soll, zu solchen Leuten zu kommen, die durch exemplarische Frömmigkeit und Gottseligkeit als Muster vor allen anderen Menschenkindern hervorleuchten, um sie mit böser Welt- und Fleischeslust zu plagen. Es mag für ihn, dem Erbfeind Gottes und der Menschen, scheinbar allerdings ein größerer Ruhm sein, fromme Männleins und Weibleins so lange zu zwicken, bis sie von der Stufe der Engel fallen, als die argen Weltkinder zum Falle zu bringen, die ihm so wie so schon angehören. Deshalb läßt er letztere auch mehr in Frieden und scheint ihnen nur dann böse Streiche zu spielen, wenn er eben nichts Besseres zu thun hat. Der Gewinn, den Beelzebub von seinen Bemühungen bei den Frommen zieht, ist aber wie gesagt nur scheinbar, denn wenn er bei ihnen wohl auch

öfter reussiren mag, so haben diese doch wieder so viele Mittel der Heiligung in den Händen, daß sie nach eifriger Buße und nach vielen guten Werken sich trotz alledem den Platz, den sie dereinst unter den Schafen einnehmen wollen, zu erhalten wissen. So oft wie der Böse sich auch schon geprellt gesehen hat, so kann er doch nicht dem Drange seiner Neigung widerstehen, und klopft immer und immer wieder an die Thüren und Herzen dieser Musterchristen.

Als der Pastor sah, daß ein fremder Mann mit einem Knaben ins Zimmer trat, erhob er sich und kam den Eintretenden einen Schritt entgegen. Paul empfand eine Art von Grauen vor dieser hageren, mit einem langen schwarzen Rock angethanen Gestalt und vor deren mageren, mit schwarzen bis an die Knie reichenden Tuchgamaschen bekleideten Beinen. Sein Herz zog sich krampfhaft zusammen, als der Pastor ihn mit seinen kleinen, stechenden, grauen Augen fixirte, die unheimlich unter dem schwarzen Sammetkäppchen herabblickten.

„Was bringt Ihr mir?" redete der Pastor die Ankömmlinge an.

Schweigend und mit einem ehrerbietigen Kratzfuß überreichte ihm Christian den Brief.

Der Pastor rückte die Schildkrotbrille mit großen runden, alten Kirchenfenstern ähnlichen Gläsern zurecht, erbrach das Siegel und begann zu lesen, indem er an das Fenster trat.

Paul warf während dem einen Blick auf Christian, der die Achseln zuckte und ein Gesicht machte, als wollte er sagen:

„Daß Gott erbarm', das ist eine saubere Geschichte!"

Ein tiefer Seufzer quoll aus der schmalen Brust des Pastors, als er den Brief wieder zusammen faltete.

„So hat mir der Herr abermals ein verlorenes Schaf zugeführt, das ich zu seiner Heerde zurückbringen soll!" begann er, sich zu den Ankömmlingen wendend, und Paul noch einmal aufmerksam betrachtend fuhr er fort:

„So jung und schon so verdorbenen Herzens, so verstockt gegen alle Ermahnungen, so undankbar gegen die Liebe christlicher Aeltern!"

Paul fing an zu weinen, als er diese Anrede vernahm, dem treuen Christian aber lief bei diesen Worten die Galle über und er sagte:

„Mit Verlaub, Herr Pastor, das ist nicht wahr, mich soll der Teufel gleich auf der Stelle holen,

wenn der Paul nicht ein so herzensguter Junge ist, als ich ein ein ehrlicher Kerl bin!"

Mit dem Ausdruck der höchsten Entrüstung und Verachtung blickte der Pastor den kühnen Sprecher an und rief:

„Schweige Er, bis man ihn fragt. Wie kann Er es wagen, Seiner Herrschaft, die mir von der Bösartigkeit dieses Kindes schreibt, zu widersprechen und in diesem reinen Hause so gotteslästerlich zu fluchen!"

„Nichts für ungut, Herr Pastor", sagte Christian wie um Verzeihung bittend, „das fuhr mir so heraus, ist auch nicht böse gemeint — das lernt man so bei dem Regiment, denkt sich aber nichts dabei."

„Ja, das ist leider wahr", sprach der Pastor salbungsvoll und die Augen verdrehend, „christliche Soldaten, die Altar und Thron schützen sollen, fluchen wie die Heiden!"

„Na, Herr Pastor", meinte Christian treuherzig, „deswegen geht es doch fort beim Militair. Unser Herr Rittmeister, Gott habe ihn selig, fluchte den Tag über mehr, als er Pfeifen Tabak rauchte und unserer hübschen Marketenderin in die Backen knipp, aber er war doch ein kreuzbraver Herr."

„Ja, das Uebel kommt von oben herab, das weiß ich wohl! Das schlechte Beispiel, das die Vorgesetzten geben, verdirbt auch den gemeinen Mann. Und von einem solchen Manne heißt es noch, Gott habe ihn selig!“

„Ei, Herr Pastor, wenn der nicht selig werden soll, wer sollte es denn noch werden“, entgegnete Christian eifrig; „tausend Schwerenoth, wie saß der zu Pferde, wie jagte der die Franzosen, als er uns bei Leipzig und Waterloo zurief: na, man druf, Kinders! denn, verstehen Sie mich, er nannte uns nämlich immer seine Kinder und hielt uns wie ein Vater, ja wahrlich wie ein Vater, der gute Herr!“

„Das versteht Er nicht, mein Freund“, erwiderte der Pastor, „aber das merke Er sich: die Tugenden der argen Weltkinder sind, wie die der stockblinden Heiden, nur glänzende Laster, mit denen Keiner vor Gott und unserem Heiland Jesus Christus besteht. Gnade und Barmherzigkeit findet nur die wahre Gottseligkeit, so zu allen Dingen nütze ist, das Heldenthum im Glauben an unseren Herrn und Heiland, den eingeborenen Sohn des dreieinigen Gottes. Alles Andere ist eitel Hoffahrt und Sünde und verschließt dem Menschen, der

ohne Buße lebt und stirbt, den Eingang zu dem Reiche Gottes, denn so spricht der Herr: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes. Ich preise Gott dafür, daß er auch Ihn mir zuführte und daß ich so mein Scherflein dazu beitragen konnte, das große Werk der inneren Mission auch an Ihm zu üben, soweit als unser Herr und Heiland es mir gestattet und soweit als meine schwachen Kräfte reichen. Ich ermahne Ihn noch einmal zur Uebung christlicher Demuth, zur Heiligung, zur Reinigung Seiner Seele von den Schlacken der Sünde und Gottlosigkeit; der unreine Geist, der in Ihm haust und durch Seinen Mund Lästerungen und gottlose Flüche ausspricht, fahre aus und Gott erleuchte Sein Herz, auf daß Er wandle im Lichte seiner Wahrheit und in bußfertiger Demuth. Der Herr sei mit Ihm. Amen!"

Mehr verblüfft als zerknirscht und erschüttert hatte der ehrliche Christian diese Bußpredigt mit angehört. Er wußte eigentlich gar nicht recht, wie ihm geschah; er fühlte wohl die moralische Macht, die der gebildete und im bürgerlichen Leben höher stehende Mann den einfachen und auf einen engeren geistigen und gesellschaftlichen Gesichtskreis beschränkten Leuten aus dem Volke gegenüber stets hat, auch

hatte er sich von Jugend auf die größte Achtung und Ehrfurcht vor Allem bewahrt, was Religion und Kirche betrifft; dennoch begriff er nicht recht, wie er eigentlich zu einer solchen Strafpredigt käme und was er eigentlich begangen habe, das ihm den Zorn des Himmels habe zuziehen können. Da der Pastor aber „Amen" gesagt hatte, wagte er nicht mehr, noch ein Wort an diesen zu richten. Er wendete sich nur noch einmal an Paul, der ihm mit Thränen in den Augen die Hand zum Abschied reichte und zu ihm sagte:

„Lebe wohl, Christian, und wenn Du nach Hause kommst, grüße den Papa und die Mama, auch die Rose und alle Anderen, Deine Pferde, Trompeter, Pauker und Rustan, und alle Kühe, Gänse, Hühner und Tauben."

„Gott behüte Sie, junger Herr, und denken Sie manchmal an den alten Christian, der es immer gut mit Ihnen gemeint hat. Er ist wirklich ein gutes Kind, Herr Pastor, Sie können's glauben!" setzte er hinzu, sich noch einmal an Holzhagen wendend.

„Schon gut", erwiderte dieser kurz, winkte mit der Hand und Christian empfahl sich, noch einmal einen Blick auf seinen jungen Freund werfend.

Der Pastor führte Paul in die, im Parterre gelegene große Wohnstube und stellte ihn hier seiner Gattin und den übrigen Kindern vor, die bereits zur Abendmahlzeit versammelt auf den Hausherrn warteten.

Ehe man an der langen, mit reinlichem Tischzeug gedeckten Tafel Platz nahm, mußte eines der Kinder ein ziemlich langes Gebet hersagen, alle Uebrigen standen hinter ihren Stühlen mit gefalteten Händen und gesenktem Kopfe. So oft als der Name Jesus Christus in dem Gebet vorkam, was sehr häufig geschah, machten Alle eine tiefe Verbeugung, auch Paul ward angewiesen, dasselbe zu thun.

Die Mahlzeit der Kinder war sehr einfach und, jedenfalls um ihnen die Verlockungen zur Sünde durch die Bauchsorge zu ersparen, waren ihre Portionen ziemlich knapp gemessen, während der Herr Pastor und seine Gattin, welche in ihrer Gottseligkeit den Anfechtungen des Bösen in dieser Beziehung nicht mehr ausgesetzt waren, sich den kalten Braten, die feine Cervelatwurst, den guten Rheinwein und was es sonst noch gab, recht gut schmecken ließen und auch nicht allzukleine Portionen zulangten.

Nur die beiden, neben dem Vater sitzenden Kinder

des Pastors, ein bereits größerer Knabe, der dem Papa sehr ähnlich sah, und ein hübsches Mädchen, dessen freundliches Gesicht und muntere blaue Augen wenig in die trostlose Umgebung paßten, erhielten etwas von den Leckerbissen der Aeltern.

Nach aufgehobener Tafel mußte wieder eines der Kinder ein eben so langes Gebet sprechen, als das war, mit dem das Mahl eingeleitet worden; dann erschienen eine alte Magd und ein jüngeres Dienstmädchen. Sie räumten den Tisch ab und setzten die Stühle in einen Halbkreis um ein altes Clavier. Die Kinder nahmen der Reihe nach Platz, ein jedes erhielt ein Gesangbuch; Paul saß natürlich unten an. Für den Herrn Pastor ward ein Stuhl und ein Pult mit einer großen Bibel neben das Clavier gestellt. Die Mägde standen mehr im Hintergrunde. Darauf trat die Frau Pastorin an das Instrument, öffnete es und legte ein großes Notenbuch auf das Pult. Nachdem sie Platz genommen, nannte sie eine Zahl, worauf die Kinder und die Mägde das betreffende Lied in ihren Gesangbüchern aufsuchten und man einige Secunden lang nichts als das Rauschen der schnell umgewendeten Blätter hörte Nun gerieth Paul aber in große Verlegenheit, denn seine Erziehung war so sehr vernachlässigt, daß er,

obgleich schon acht Jahre alt, doch noch nicht lesen konnte. Er blätterte aber eben so lange in dem Buche, wie die Anderen, und schaute endlich andächtig in dasselbe hinein, als die Frau Pastorin auf der schwarzen Claviatur des Instruments ein Choralvorspiel mit einigen schwachen contrapunktischen Versuchen spielte, das bei dem dünnen und klimperigen Ton des alten Tastenkastens keineswegs den Eindruck des Erhebenden machte. Endlich begann der Choral selbst, ein aus nicht weniger als zwölf Versen bestehendes Kirchenlied ältesten Schnitts, das unisono von der Versammlung gesungen oder vielmehr gekreischt wurde, so daß man von dem begleitenden Clavier wenig oder gar nichts mehr hörte. Als die zwölf Verse glücklich abgesungen waren und die Frau Pastorin in einem Nachspiel noch einmal ihrer musikalischen Phantasie freien Lauf gelassen hatte, erhob sich der Pastor und hielt in aller hergebrachten Form eine erbauliche, aber auch sehr lange Predigt. Paul verstand so gut wie nichts von derselben; seine junge Seele war noch so wenig geheiligt, daß er den Strom der heiligen Worte, welcher sich aus dem Munde des Pastors ergoß, entsetzlich langweilig fand und ihm der gottlose Gedanke kam, daß Christians und Rosens heroische

und romantische Erzählungen doch viel hübscher seien. Uebrigens machte auch das Fleisch seine Schwäche bei ihm geltend, was diesem um so leichter wurde, als der von der Reise etwas ermüdete Geist keineswegs sehr willig war. Nur mit äußerster Anstrengung hielt Paul die Augen offen, welche vor Schlaftrunkenheit stier und gläsern aus seinem gesunden und munteren Gesicht sahen. Die Rede schloß endlich mit einem Vaterunser, bei dem die Kinder und die Mägde niederknieeten. Paul war froh, daß er sich bei dieser Gelegenheit wenigstens einmal wieder bewegen konnte und dadurch etwas ermuntert ward. Nach dem Amen des Vaterunsers ertönte das Clavier abermals und noch einmal ward ein langes Lied gesungen.

Die Feier war beendet. Ein jedes der Kinder küßte der Reihe nach dem Herrn Pastor und der Frau Pastorin die Hand, dann gingen sie hinauf in das obere Stockwerk und begaben sich zur Ruhe, nicht ohne noch einmal vor dem Einschlafen ein eingelerntes Gebet zu plappern. Paul ward in der Schlafstube der übrigen vier Knaben sein Bett angewiesen. Bald sank er in tiefen Schlummer. Im Traume hatte er mehr Freude als in der Wirklichkeit, die ihn jetzt umgab, denn es erschienen ihm

die freundlichen Bilder seiner zwei- und vierfüßigen Freunde aus Oldenfeld. Er war wieder glücklich unter ihnen, als der rosige Traum durch Gotthold, den Sohn des Pastors, zerstört wurde, der früh halb fünf Uhr schon unseren Helden ziemlich unsanft weckte.

„Laß mich noch schlafen, ich bin müde", rief ihm Paul verdrießlich zu.

„Nun hört nur" sagte Gotthold zu den übrigen Knaben, die eben aufstanden, „der will noch schlafen! Nein, Du Taugenichts, das geht nicht, vorwärts, heraus mit Dir!"

„Ich lasse mich nicht von Dir schimpfen, Du großer ungeschliffener Flegel", rief Paul zornig, „und wenn Du mir noch einmal so kommst, kriegst Du etwas, daß Du daran denken sollst. Mit Dir, Du langer ausgenommener Häring, nehme ich es noch auf!"

Die Wirkung dieser Worte auf die Anwesenden war eine sehr verschiedene. Gotthold fühlte sich empört über das freche Benehmen Pauls, der Zorn färbte seine fahlen Wangen, sein graues stechendes Auge sprühte Blitze. Ihm, dem ältesten der Knaben und, was noch mehr besagen wollte, dem Sohne des Pastors, den dieser allen Anderen stets als

ein Muster von Fleiß und Sittsamkeit aufstellte, ihm, der eine Art von Polizei über die Pensionäre ausübte, der das unbedingteste Vertrauen des Papa's hatte, der ihn von früh an mit günstigstem Erfolg in der edelen Kunst der Angeberei und des Spionirens unterrichtet hatte, damit man an höchster Stelle dieses wohleingerichteten Polizeistaates en miniature jederzeit wisse, was im entferntesten Winkel desselben vorgehe — ihm, dem gefürchteten Gotthold Tobias Holzhagen, hatte der ultimus der Pensionäre Ohrfeigen angeboten! So groß des Beleidigten Zorn war, so wagte Gotthold doch nicht, auf Pauls Rede so zu antworten, wie es vielleicht ein anderer Knabe seines Alters gethan haben würde, d. h. dem Beleidiger die angebotenen Ohrfeigen mit Zinsen noch vor Empfang zurückzugeben — denn der lange Sprößling des Pastors war von Natur feig, wie alle dergleichen Charactere. Bei den anderen Knaben machte sich aber die in diesem Hause so lange mit Gewalt zurückgedrängte und zum Zwecke der Heiligung der Seele verkümmerte Kindesnatur um so übermächtiger geltend: sie brachen in ein lautes Gelächter aus, und diese Verhöhnung steigerte den Zorn Gottholds so sehr, daß er vor Wuth in Thränen ausbrach und zu

dem Vater eilte, um diesen von dem, in der Schlafstube herrschenden aufrührerischen Geiste zu unterrichten.

Den anderen Knaben ward es nun doch etwas ängstlich zu Muthe: sie wußten bereits aus Erfahrung, daß mit Gotthold ebenso wenig zu spaßen sei, als mit dem Herrn Pastor selbst, daß schon wegen dieses ungebührlichen Gelächters ein strenges Gericht über sie ergehen würde. Paul aber kannte die Gefahr noch nicht, die er heraufbeschworen hatte. Er stieg ganz unbefangen aus dem Bette und fragte die anderen Kinder nach seinen Kleidern, die er nicht mehr vorfand und an deren Stelle ein grauer Anzug lag, wie ihn die übrigen Pensionäre trugen. Man sagte ihm, daß er von jetzt an diese grauen Kleider tragen müsse. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als diesen Anzug anzulegen — es war ihm dabei, als ob er ein Todtenhemd anziehen sollte.

Bald darauf kam die alte Magd und rief die Knaben zum Morgengebet. Zitternd folgten die Kinder. Noch mehr aber nahm ihre Furcht zu, als sie die strenge Miene des Pastors und seiner Gattin sahen. Das Gebet selbst nahm mit obligatem Clavierspiel und Chorgesang seinen gewohnten Verlauf. Nach Beendigung der Andacht ging

es jedoch nicht sofort zum Frühstück — das für die Kinder aus einem Stück schwarzen Brodes und einer weiß-bläulichen Flüssigkeit, zusammengesetzt aus einem Theile Milch und zwei Theilen Brunnenwasser, bestand — sondern der Pastor befahl der Versammlung noch dazubleiben, da leider an diesem Morgen große Ungehörigkeiten und Gottlosigkeiten vorgekommen seien, die eine scharfe Untersuchung und strenge Bestrafung nothwendig machten.

Das Resultat der Untersuchung war natürlich, daß sich die schwere Schuld der Beklagten herausstellte. Den frechen Lachern, die den sittsamen Gotthold so ungebührlich verhöhnt hatten, ward angekündigt, daß sie drei Tage lang nicht auf den Spielplatz dürften, während dieser Zeit mit Ausnahme der Lehrstunden, der Andachtsübungen und der Mahlzeiten auf ihrem Zimmer zu bleiben und daß ein Jeder von ihnen an jedem der Straftage ein noch zu bestimmendes Capitel aus der Bibel und zehn Gesangbuchsverse auswendig zu lernen hätten.

„Was Dich betrifft", fuhr der Pastor zu Paul gewendet fort, „so kommt es bei Dir neben der Bestrafung für Deine Frechheit und Rohheit auch darauf an, Dich unschädlich für die anderen mir von Gott anvertrauten Seelen zu machen. Du

wirst deshalb nicht mehr in das Zimmer der übrigen Zöglinge kommen, sondern in der Bodenkammer Nr. I verweilen und auch dort allein schlafen, bis Du Dich würdig gezeigt haben wirst, einen Platz unter sittsamen und gottergebenen Menschen einzunehmen."

So lernte unser Held also beim Beginn seiner Schulzeit zuerst die Schattenseite jener für das Leben so wichtigen Periode kennen. Noch ehe er eine einzige Lehrstunde gehabt — und dieser hatte in Wahrheit Pauls lebhafter und nach entsprechender Beschäftigung sich sehnender Geist freudig entgegen gesehen — war er schon einer schweren Strafe verfallen!

Dem Eintritt in das Pensionat entsprechend war auch der Aufenthalt Pauls in demselben. Er hatte viel von der Strenge und Härte des frommen Ehepaars und von der Tücke Gottholds zu leiden, mehr als die übrigen Knaben, weil er der lebhafteste war, dessen Feuer und geistige Regsamkeit sich, trotz der strengen Hauszucht nicht ganz bändigen ließen und deshalb unserem Helden fast täglich Verweise, oft auch harte Strafen zuzogen. Bei alledem fand aber Paul doch im Hause des Pastors Holzhagen Gelegenheit etwas zu lernen, und er

benutzte dieselbe so gut, daß in dieser Beziehung selten oder nie Klage über ihn geführt werden konnte.

Die größte Freude für ihn war aber der kärgliche Musikunterricht, den die Frau Pastorin auf dem alten Klapperkasten von Clavier ertheilte, das bei den Hausandachten die Stelle der Orgel vertreten mußte. Es beschränkte sich dieser Unterricht natürlich nur auf das Einlernen von Choralmelodien, doch es war das doch immer schon Musik, es ward dadurch doch ein Bedürfniß des jungen Herzens nothdürftig befriedigt. Es verging kaum ein Jahr, so hatte es Paul schon so weit gebracht, daß die Frau Pastorin ihm bei den Hausandachten den musikalischen Theil derselben überlassen konnte; selbst in der Kirche, die von den Zöglingen allsonntäglich zweimal besucht werden mußte, hatte er bereits einige Male den Schulmeister auf der Orgelbank ablösen können.

So viele Freude er an der Musik auch fand, so waren doch seine Begabung zu derselben und seine dahin gehörigen Bestrebungen für ihn bald von den schlimmsten Folgen.

Eines Sonntags, als Panl mit den anderen Kindern nach beendetem Nachmittagsgottesdienst in dem Garten war, trug der Wind aus der entfernt

gelegenen Schenke die unheiligen Töne eines Walzers nach dem stillen Pfarrhause herüber. Es war die auf schreienden Instrumenten gespielte Melodie des damals beliebten und als Tanz benutzten Liedes: „Es giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien", was man ziemlich deutlich aus der Ferne vernehmen konnte. Das von Natur scharfe Ohr Pauls, der seit langer Zeit keine fröhliche Weise mehr gehört hatte, faßte die Melodie sofort und so fest auf, daß sie ihm den ganzen Tag über nicht mehr aus dem Kopfe kam und fortwährend vor seinem Ohr summte. Der Drang, seinen musikalischen Empfindungen Luft zu machen, verleitete ihn gegen Abend dazu, sich aus dem Kreise der übrigen Kinder fortzustehlen, als er bemerkte, daß die beaufsichtigende Frau Pastorin in die Lectüre eines Berichts über den Fortgang der evangelischen Mission auf Neu-Seeland vertieft war. Er schlich durch das öde Vorhaus in das Wohnzimmer, öffnete zitternd das Clavier und bald erklang in diesem geweihten Raume der lustige Walzer vom Ufer der Donau. Das Thema begeisterte den Musicirenden so sehr, daß dieser bald in eine Art von freier Phantasie über dasselbe gerieth. Hatte er erst im leisesten Piano die Melodie aus der klapperigen

schwarzen Claviatur gelockt, so trat bald ein sich immer mehr steigerndes Crescendo ein, das endlich zu einem Forte führte, unter dem das an dergleichen Zumuthungen nicht gewöhnte Instrument seufzte und die dünnen Drahtsaiten desselben oft aneinander klirrten.

Leider dauerte aber die Freude nicht lange. Der Lärm dieses heidnischen Gräuels konnte in dem stillen Hause nicht unbemerkt bleiben, das Forte ward trotz des schwindsüchtigen Tones des Claviers im obersten Stockwerk und selbst im Garten gehört, und eben als Pauls Finger einen durch alle fünf Octaven des Instruments rollenden chromatischen Gang aus den Saiten meisterten, öffnete sich die Thür und der Pastor erschien mit seiner Gattin im Zimmer, die Hände über den betreffenden Köpfen zusammenschlagend und Ausrufe der tiefsten Entrüstung auf den Lippen.

Ein entsetzliches Ungewitter entlud sich nun über dem Haupte des gottlosen Frevlers. Er ward für diese Entheiligung der heiligen Räume und des nur dem Dienste der Religion geweihten Instruments abermals auf vierzehn Tage in die Bodenkammer verbannt, mußte eine große Anzahl von Capiteln aus der heiligen Schrift memoriren, und

was das Schlimmste war, er wurde für die Zukunft vom musikalischen Unterrichte ausgeschlossen; ein strenges Verbot, das Clavier jemals wieder zu berühren, erging an ihn.

Die Folgen dieser Maßregel zeigten sich nur zu bald. Paul ward von dieser Zeit an finster und verschlossen. Hatte er früher so Vieles ruhig ertragen und trotz der harten Behandlung stets seinen frohen Muth sich zu bewahren gewußt, so war er jetzt mürrisch, trotzig und erbittert gegen seine Vorgesetzten und seine Umgebung. Ein tiefer Haß gegen den Pastor, dessen Gattin und dessen Sohn ergriff Pauls Herz, und diese Menschen thaten auch alles Mögliche, um das den Character nur verderbende Gefühl zu nähren.

Nur zwei Seelen waren im Hause, denen er Vertrauen und Liebe schenkte. Es waren diese die kleine Tochter des Pastors Elise, und einer der Knaben mit Namen Karl, der Sohn eines Beamten in einer kleinen, nur wenige Meilen weit entfernten Stadt. Elise war ein sanftes, gutartiges Kind, das den in letzter Zeit wie ein räudiges Schaf von fast allen Hausgenossen gemiedenen Paul tröstete und zuredete, so viel sie es vermochte. Sie allnei war im Stande, seinen wilden Trotz zu zügeln und

ihn so vor vielen Strafen zu schützen; bei ihr fand er stets ein mitleidiges, theilnehmendes Herz, wenn ihm, wie das jetzt sehr oft geschah, die Strafe für Widerspenstigkeit und Faulheit traf, denn auch sein früherer Eifer für das Lernen war erloschen, seit man ihm die Musik verboten hatte. Karl hatte sich schon in den ersten Tagen von Pauls Eintritt in das Pensionat innig an diesen angeschlossen. Er ward ihm ein wirklicher Freund, der Vertraute aller seiner Gefühle. Beide theilten den Haß gegen die Aeltern Elisens; sie konnten sich gegenseitig darüber aussprechen, thaten das aber nur im Verborgenen, am allerwenigsten ließen sie aber der Tochter des Pastors etwas davon merken.

Bald nach dem musikalischen Interdict, daß von der pastorlichen Hierarchie über Paul verhängt worden war, gewann dieser noch einen dritten Freund. Als er einst über den Hof ging, sah er auf demselben einen kleinen Hund, der unter dem Hofthore hereingekrochen war. Es mochte dieser Hund wohl das einzige lebende Wesen aus dem Thierreiche sein, das außer einigen verhungerten Sperlingen seit der Zeit, daß Herr Holzhagen das Amt eines Seelenhirten zu Braunsberg versah, den verödeten Pfarrhof betreten hatte. Beim Anblick

dieses niedlichen Thieres erwachte in Paul dessen ganze frühere Vorliebe für die lebenden Wesen dieser Erde, denen der Schöpfer das Geschenk der Vernunft versagt hat, das der Mensch nicht selten allein dazu braucht, „nur thierischer als jedes Thier zu sein", wie der große deutsche Dichter sagt. Paul lockte das Thier an sich, streichelte es, nahm es auf den Arm und drückte es so recht liebevoll ans Herz. Mit dem natürlichen Gefühl — oder da wir eben von einem unvernünftigen Geschöpfe sprechen, wollen wir, um der Würde der mit Vernunft begabten Herren der Schöpfung nicht zu nahe zu treten, sagen: mit dem Instinkt, der die Thiere schnell erkennen lehrt, wer es gut mit ihnen meint, merkte der Hund sofort, daß Paul ein guter Freund sei. Er schwänzelte um den Knaben herum, sprang an ihm in die Höhe, leckte seine Hände, kurz that alles Mögliche, um seine Zuneigung kund zu geben. Das Hündchen gehörte einem nicht weit vom Pfarrhause wohnenden Bauer. Es kam am nächsten Tage wieder; Paul bemerkte es und schlich sich in den Hof, um mit dem Thier zu spielen. Bald hatte dieses sich so sehr an ihn gewöhnt, daß es oft stundenlang vor dem Hause auf der Lauer saß, und sowie es den Knaben auf dem Hofe sah, unter dem Thor

hindurch kroch. In Pauls Abwesenheit wagte sich der Hund nicht mehr auf den Hof, denn die alte böse Magd hatte ihn bereits mehrere Male hinausgejagt.

Als Paul mit den anderen Kindern auch einmal wieder auf dem Hofe war, kam das Thierchen wieder unter dem Thore hervor. Alle hatten ihre Freude an dem niedlichen Geschöpf und seinen lustigen Sprüngen. Die Kinder spielten mit ihm, wie es eben Kinder gern thun, und waren froh, einmal eine Abwechselung in ihrem trostlosen und einförmigen Leben gefunden zu haben. Da kam Gotthold aus dem Hause, dem die Aeltern bereits öfter die Aufsicht über die Pensionäre anvertraut hatten. Kaum sah dieser die Fröhlichkeit der Kinder und den Hund, als er mit heiserer Stimme schrie:

„Wollt Ihr ruhig sein, was ist das mit dem Hunde!"

Ohne Weiteres lief er auf das Thier zu und gab ihm mehrere Fußtritte, daß es heulend und schreiend vor Schmerz aus dem Hofe floh.

Das war zu viel für Paul. Rasend vor Zorn über diese rohe Mißhandlung des armen Thieres und mit dem Ausrufe:

„Warte, Du verdammter schleichender Schuft!"

sprang er mit der Behendigkeit eines Tigers auf den viel größeren und ihm an Kräften überlegenen Gotthold zu, faßte ihn beim Genick, riß ihn zu Boden und schlug mit den Fäusten aus Leibeskräften auf seinen Feind los. Ohne sich ernstlich zu wehren lag der große Junge unter ihm und heulte erbärmlich. Paul konnte endlich seinem lang verhaltenen Groll gegen Gotthold freien Lauf lassen, er fuhr daher fort, wacker auf dessen Kopf und Gesicht loszuschlagen und würde auch nicht so bald damit aufgehört haben, wenn Elise nicht den Muth gehabt hätte, Paul am Arm zu fassen und ihm zuzurufen:

„Paul, was thust Du — wie darfst Du meinen Bruder schlagen!“

Die anderen Kinder hatten nicht gewagt, Gotthold von Paul zu befreien. Die Knaben freuten sich, wenn sie auch heftig über Pauls Kühnheit erschrocken waren, über die wohlverdienten Schläge, die ihr Schulkamerad und neuer Aufseher erhielt; die Mädchen weinten und klagten, sie wußten wohl selbst kaum um was.

Als Paul aber Elisens Stimme hörte, kam ihm die Besinnung wieder; er ließ Gotthold los und stand auf, seiner Freundin die Hand reichend

und sie mit einem um Verzeihung flehenden Blick ansehend.

Gotthold eilte noch immer heulend und mit verschiedenen Merkmalen der empfangenen Züchtigung am Kopfe dem Hause zu. In der Thür desselben empfingen ihn die Aeltern und die Mägde, welche der Lärm im Hofe herbei gelockt hatte. Nun entstand ein großes Wehklagen über das Unglück des Musterschülers und ein Strom von Schmähungen und Verwünschungen ergoß sich über den Uebelthäter, der wegen eines Hundes den armen guten Gotthold so erbärmlich zugerichtet hatte.

Es ward abermals ein strenges Gericht über Paul gehalten, dessen Urtheilsspruch noch verschärft werden mußte, weil der Delinquent die Frechheit hatte, sich vertheidigen zu wollen, selbst so weit in seiner Verstocktheit ging, daß er Gotthold einen herz- und gefühllosen Bösewicht nannte und die auch den strengen Richter treffende Aeußerung that: wer die Thiere nicht liebt und ihnen etwas zu leide thun kann, ist ein schlechter gottloser Mensch, der auch keinen Menschen lieben kann!

Die Strafe, die den Verbrecher treffen sollte, war eine furchtbare. Eine solche Auflehnung gegen

die göttlichen Gesetze, d. h. gegen die Autorität des Herrn Pastors und seines hoffnungsvollen Sohnes, konnte nur durch eine exemplarische Züchtigung gesühnt werden. Das Urtheil lautete dahin, daß Paul am nächsten Vormittag vor den versammelten Kindern und dem Hausgesinde in aller Form eine Tracht Stockschläge erhalten sollte. Mit Vollstreckung dieses Urtheils ward der Nachtwächter des Dorfes beauftragt, der sich auch gegen ein angemessenes Honorar zu der Execution verstand. Nach den empfangenen Schlägen, lautete der Richterspruch weiter, sollte Paul den mißhandelten Gotthold um Verzeihung bitten und ihm den Kuß brüderlicher Liebe geben, dann aber demüthig dem Herrn Pastor und der Frau Pastorin die Hände küssen.

Nach Publication dieses Urtheils ward Paul bei Wasser und Brod in die Bodenkammer gesperrt.

Verzweiflung und Wuth im Herzen saß er bis zum späten Abend auf seinem Bett. Er hatte Niemand, dem gegenüber er seine schwer beladene Brust hätte entlasten können. Die Einsamkeit vermehrte seine Qual. Der Gedanke an die ihm bevorstehende entehrende Strafe machte ihn rasend, er glaubte eine solche Schande nicht überleben zu

können. Zu mehreren Malen stiegen Gedanken an Selbstmord in seiner jungen Seele auf, dann brütete er über Racheplänen gegen seine Peiniger und gegen Gotthold. Er wäre in diesen Augenblicken im Stande gewesen, dem Pastor das Haus über dem Kopfe anzustecken. Endlich faßte er den Entschluß, sich mit allen Kräften zu wehren, wenn die Execution beginnen sollte und dann die erste Gelegenheit zu benutzen, um aus dem Hause zu fliehen und in die weite Welt zu gehen.

Er war bereits in jene dumpfe Verzweiflung gefallen, die stets den Ausbrüchen ohnmächtiger Wuth, dem erfolglosen Ankämpfen gegen überlegene äußere Gewalt folgt, als er plötzlich leise Tritte sich der Thür seines Gefängnisses nahen hörte. Der Schlüssel ward vorsichtig in das Schloß gesteckt, die Thür öffnete sich und Karl und Elise traten leise herein. Letzterer war es gelungen, den Schlüssel zur Bodenkammer heimlich wegzunehmen. Es war wohl das erste kleine Unrecht — wenn man es überhaupt so nennen kann — welches das gute und fromme Kind gegen seine ihm so unähnlichen Eltern beging. Die beiden Kinder kamen, um ihren unglücklichen Freund zu trösten, auch hatte Elise ihr eigenes Abendbrot nicht gegessen,

um es Paul zu bringen, dessen Wasser und Brod noch unberührt auf dem alten Tisch neben dem Bette stand.

Es entspann sich ein ziemlich langes, aber sehr leise geführtes Gespräch, in welchem Elise den Freund zu Standhaftigkeit ermahnte und ihm versicherte, sie würde Alles aufbieten, um den Vater zu einer Milderung der Strafe zu bewegen. Dagegen erklärte sich Paul aber auf das Bestimmteste; er wolle durchaus keine Gnade von einem Manne, der stets nur ungerecht gegen ihn gewesen. Diesmal waren selbst Elisens Bitten vergeblich, er blieb bei seiner Meinung, versicherte ihr aber, daß er gefaßt und ohne Zittern der Strafe entgegen gehen und alles Unvermeidliche still und ruhig tragen würde.

Endlich erinnerte Elise daran, daß es Zeit sei, wieder fortzugehen, weil man sie sonst vermissen und suchen würde. Karl hatte den Schlüssel in der Hand, als der heimliche Besuch sich entfernte. Noch einmal umarmte und küßte Paul seine Freunde, dann gingen diese eben so leise und unbemerkt, als sie gekommen waren. Karl schloß die Thür und gab den Schlüssel an Elise zurück, der es auch gelang, ihn wieder an seinen Ort zu legen.

Es war nun ganz ruhig im Hause geworden. Auch Paul war im Begriff, sich zu entkleiden und sich ins Bett zu legen, als sich die Thür noch einmal und, ohne daß sie aufgeschlossen ward, öffnete.

„Paul, bist Du noch wach?“ fragte leise die Stimme Karls.

„Ja“, erwiderte der Gefragte, „wie kommst Du noch einmal hierher?“

„Ich hatte die Thür nicht geschlossen, sondern den Schlüssel wieder zurückgedreht, ohne daß es Elise bemerkte. Ich muß noch einmal mit Dir sprechen. Dein Schicksal geht mir zu Herzen, ich kann mir denken, wie Dir zu Muthe ist. Wir müssen überlegen, was zu thun ist, um Dich der Schande der Prügel durch den alten Schuft von Nachtwächter zu entziehen.“

„Ja, da hast Du Recht, ich dachte schon an Flucht...“

„Das ist auch mein Gedanke.“

„Aber wie ist es möglich?“

„Ich helfe Dir... Die Welt ist groß, es kommen alle Menschen fort und Gott wird auch Dich nicht verlassen.“

„Darum ist mir nicht Angst, ich komme schon durch, wenn ich erst nur aus diesem verwünschten Hause bin.“

„Ich weiß, wo die Kleider liegen, die wir trugen, als wir hierher kamen. Sie befinden sich in dem unverschlossenen Bodenraum neben an. Ich hole Dir, was Du davon brauchst. Es ist da auch ein Ränzchen, das ich mitgebracht habe. Das bringe ich auch her. Einige Wäsche für Dich habe ich hier, auch etwas Geld, das ich von meinem Vater erhielt, als ich das letzte Mal ihn besuchte und das ich sorgfältig vor den habgierigen Klauen des alten Baalspfaffen und seinem spitzbübischen Jungen verborgen habe. Es sind zwei blanke preußische Thaler; damit kannst Du schon weit kommen. Jetzt zieh' diese graue Züchtlingsjacke aus — ich gehe, um die Sachen zu holen und dann gehst Du in die Welt... ach ich wollte, ich könnte mit!“

Paul umarmte weinend den treuen Freund, doch dieser, ruhig und besonnen, sagte:

„Laß mich jetzt, es ist keine Zeit zu verlieren, Alles schläft im Hause — Du mußt die ganze Nacht wandern, damit man Dich so leicht nicht einholen kann.“

Er ging und kehrte bald mit den Sachen zurück. Man packte die Wäsche und die vorhandenen Lebensmittel in das Ränzchen, Paul zog die Kleider an

und als er reisefertig war, umarmte er noch einmal den Freund; ewige Treue und Liebe ward beschworen und die Hoffnung ausgesprochen, sich einst unter besseren Verhältnissen wieder zu sehen.

Dann gingen die Knaben vorsichtig und geräuschlos die Treppe hinab bis in das Erdgeschoß. Hier öffnete Karl leise ein Fenster, das nach dem Garten führte, den ein niedriger Zaun umgab. Noch einmal drückten die Freunde einander schweigend an das Herz, dann stieg Paul zu dem Fenster hinaus. Karl sah noch, wie er über den Gartenzaun kletterte und dann verschwand. Er kehrte still in die Schlafstube der anderen Knaben zurück. Sie Alle schliefen den gesunden und festen Schlaf der Jugend. Karl legte sich nieder, dachte noch lange an die so glücklich ausgeführte Flucht des Freundes, rühmte sich im Herzen der eigenen Heldenthat, schickte noch ein heißes Gebet für den nächtlichen Wanderer zum Himmel und sank dann ebenfalls in tiefen Schlummer.

Paul war glücklich durch das Dorf gekommen; nur einige Hunde bellten in den Höfen der Bauern, als er vorüberging. Er stieg die Anhöhe vor dem Dorfe hinauf; als er oben angekommen war, blieb er einen Augenblick lang stehen, sah noch einmal zurück

auf das Dorf, auf den Kirchthurm und das Dach, unter dem er so viel gelitten, rief Karl und Elisen noch ein leises und mit einem Seufzer begleitetes Lebewohl zu und wandte sich dann, um seine Wanderung fortzusetzen. In diesem Augenblick trat der Mond hinter den dunkelen Wolken des nächtlichen Himmels hervor und beleuchtete die ganze herrliche Gegend mit ihren vielen Dörfern und einzelnen kleinen Städtchen. Da lag sie vor ihm, die große weite Welt, in welche er sich jetzt ohne einen bestimmten Plan, ohne einen festen Zielpunkt zu haben, begab. „Gott verläßt die Seinen nicht!" dachte er bei sich selbst und muthig setzte er den Fuß vorwärts, um seiner ihm von der Vorsehung bestimmten Zukunft getrost und mit einem Herzen voll Vertrauen auf Gott und seine eigene Kraft freudig entgegen zu gehen.

III.

Wir treffen unsern Helden am nächsten Tage bereits ziemlich entfernt von Braunsberg auf der Landstraße an. Er war die ganze Nacht hindurch gewandert und hatte sich erst gegen Morgen in einem, vom Wege etwas abseits gelegenen kleinen Hölzchen niedergelegt und zwei bis drei Stunden auf dem weichen Moosteppich, sein Ränzchen als Kopfkissen benutzend, geschlafen. Seine jetzige Lage, vor allem aber das beseligende und berauschende Gefühl der Freiheit nach dem geistigen und physischen Druck, der bisher auf ihn gelastet, regte Paul so sehr an, daß er das Bedürfniß des Schlafes nur wenig fühlte, sich also bald wieder erhob und, mit strahlendem Blick in die schöne, in hellem Sonnenglanze daliegende Gegend hinaussehend und die reine klare Luft der Freiheit in vollen Zügen athmend, seine Wanderung fortsetzte, nachdem er noch einen, allerdings äußerst frugalen Morgen-

imbiß aus den Vorräthen seines Ränzchens genommen hatte.

So war er abermals einige Stunden gegangen, war aber nur hin und wieder einem Wagen, einmal selbst der Post, desto mehr aber fechtenden Handwerksburschen und anderen Fußgängern begegnet, als er bei dem Umbiegen um eine Waldecke nicht allzuweit vor sich einen großen Wagen von seltsamem Ansehen und begleitet von mehreren Fußgängern sich langsam auf der Landstraße fortbewegen sah.

Das abenteuerliche Fuhrwerk reizte seine Neugier; er verdoppelte seine Schritte und bald hatte er es eingeholt. Er betrachtete dasselbe nun näher. Es war ein ziemlich großer Rüstwagen, der fast bis oben hinauf mit Kisten, Kasten, Säcken und verschiedenen breiten, auf ziemlich großen Latten aufgerollten Stücken grober Leinwand beladen war. Der Raum, den das Gepäck an den Seiten des Wagens leer gelassen, war mit langen, schmalen, hölzernen Rahmen ausgefüllt, auf denen ebenfalls graue Leinwand ausgespannt war. Auf jedem Stück dieser Leinwand befand sich eine mit schwarzer Farbe angepinselte ziemlich große Nummer. Ganz hinten am Wagen war ein von Pappendeckel zusammen-

gesetztes seltsames Geräthe angehängt. Es war dasselbe fast dreieckig und mit schwarz-grauer Farbe grob bemalt. Auf den Kisten und Leinwandstücken saßen mehrere Frauen und Kinder. Erstere sahen von fern aus wie vornehme Damen, denn sie trugen modische Kleider und Hüte mit Federn und Schleiern, in der Nähe betrachtet erschien dieser Putz jedoch ziemlich verbraucht. Die Farbe der Hüte und Kleider hatte die Sonne und das Wetter etwas ausgezogen, die Spitzen an ersteren und die Kragen, welche die Damen trugen, waren wohl seit längerer Zeit schon nicht mehr unter den fleißigen Händen einer Waschfrau gewesen, die weißen und gelben Glacéhandschuhe zeigten, außer einigen aus Altersschwäche entstandenen Offenherzigkeiten deutliche Spuren einer vielfachen Benutzung. Die Kinder waren ärmlich, zum Theil in Stoffe von grellen Farben gekleidet. Eines derselben hatte ein aus verschossenem rothen Manchester gefertigtes Jäckchen von seltsamem Schnitt an, ein Knabe trug Höschen von rothgefärbter Leinwand und einen zeisiggrünen Rock, auf dem Kopfe eine ziemlich große Mütze von schwarzem Sammet, an der eine abgenutzte goldene Troddel hing.

Das schwerfällige Gefährt ward von zwei alten

Gäulen langsam fortgeschleppt, von deren sterblicher Hülle nicht viel mehr als die Knochen und die Haut noch übrig waren.

Neben dem Wagen her gingen acht Männer, zwei größere Knaben und ein großer Pudel, dessen blendend weiße Haare einen starken Contrast gegen die Wäsche der Damen und der Kinder bildeten. Die Männer waren theils modisch, theils etwas phantastisch gekleidet, doch waren ihre sämmtlichen Röcke etwas fadenscheinig, wie auch ihnen die ursprünglich gelben, jetzt aber in verschiedenen Farben spielenden Glacéhandschuhe nicht fehlten.

Eine Zeit lang ging Paul, die seltsame Caravane aufmerksam betrachtend neben dem Wagen her. Er hörte eine laute, sehr lebhaft geführte Conversation, von der er aber so gut wie nichts verstand. Die Worte „Kunst", „Oper", „Schauspiel", „Posse", „dramatisch", „Orchester", „Gage", „Contract", „Durchbrennen", „Publikum"; die Namen „Ludwig Devrient", „Schröder-Devrient", „Schröder", „Anschütz", „La Roche" und andere kamen zum öfteren in dem Gespräch vor, an dem auch die Damen lebhaft Theil nahmen. Paul vernahm hier verschiedene Dialekte: das süddeutsche „halt" neben dem Berliner „man", das

lispelnde und scharfe „st" aus Niedersachsen, neben dem breiten und singenden königlich sächsischen Deutsch. Er erfuhr, daß die Burg doch den ersten Rang behaupte, daß Berlin im Verfall, Hamburg auf den Hund sei, Leipzig große Ansprüche mache und sehr schlecht bezahle, Dresden famose Mittel habe, aber damit nichts anzufangen wisse, daß Cöthen und Halberstadt gut, Zeitz und Altenburg schlecht, daß die besten Tricots in Berlin, die besten Wattons in Dresden zu haben seien. 2c. 2c.

Für Paul war das eine neue Welt; er hatte nie dergleichen Worte und Namen gehört, nie Menschen dieses Schlags gesehen. Je weniger er wußte, was das Alles zu bedeuten habe, um was es sich hier eigentlich handele, desto mehr ward er neugierig, hinter die Mysterien dieser Reisenden zu kommen: er ahnte, daß etwas Großes und Bedeutendes in den Worten der Leute liegen, daß die Kisten und Leinwandrollen auf dem Wagen eine ideale, zauberhafte Welt bergen müßten.

Endlich fiel der neben her wandelnde Knabe der Gesellschaft auf und einer der Männer, ein hübscher junger Mensch, nahm die kurze Pfeife aus dem Munde, klopfte sie aus und fragte zu Paul gewendet, diesen:

„Nun, mein Sohn, bist Du auch auf der Reise?“

„Ja,“ erwiderte Paul bescheiden.

„Hast Du noch weit?“

„O ja, sehr weit, die Welt ist ja groß.“

„Was,“ fragte ein anderer älterer Mann lachend mit einer tiefen Baßstimme, „Du willst doch nicht zu Fuße eine Reise um die Welt machen?“

„Nein, das würde nicht gehen, denn schon wenn man nach England will, muß man zu Schiffe gehen,“ entgegnete Paul ganz ernsthaft.

„Bravo, bravo, gut geantwortet“, rief der Mann mit dem Baß, „Du bist nicht von heute und gestern.“

„Aber Du mußt doch ein Reiseziel haben?“ fragte ein Dritter aus der Gesellschaft, der eine etwas untersetzte kleine Figur hatte und dessen Gesicht neben dem Ausdruck der ausgesprochendsten Gutmüthigkeit auch einen so eigenthümlichen Eindruck machte, daß sich Paul kaum des Lachens enthalten konnte, als der Mann zu ihm sprach.

„Das habe ich auch, aber ich sage es nicht einem Jeden,“ antwortete Paul; „ich frage Sie ja auch nicht, wer Sie sind und wohin Sie gehen!“

„Und möchtest es doch gewiß gern wissen“, sagte der kleine Mann, „nicht wahr? Nun, wir sind keine lichtscheuen Eulen, wir stehen in dem glän-

zendsten Lichte der Lampen vor der Menschheit, der wir den Spiegel vorhalten, damit sie erkenne, daß sie nur aus Narren, Schurken und einigen wenigen guten Menschen besteht. Wir sind Menschendarsteller, wie der große Iffland uns nannte."

Verdutzt sah Paul den Sprecher an, denn er hatte diesen noch nicht verstanden.

„Du weißt noch nicht, wen Du vor Dir hast?" fuhr der kleine Mann fort, „nun wohl, ich will mich deutlicher erklären: diese Menschen, die Du hier vor Dir siehst, sind zwar keine Räuber und Mordbrenner, aber Schauspieler und Comödianten, und dieser dicke Herr dort mit dem großen Meerschaum-Pfeifenkopf ist zwar nicht Karl Moor, aber doch unser Hauptmann, der berühmte Director Johann Nepomuk Purzlinger, spielt auch Heldenväter und zärtliche Väter, noch lieber aber Skat, sitzt Abends an der Kasse und bezahlt wöchentlich die Gage, wenn er Geld hat."

„Ach so," rief Paul erstaunt aus, „aber was ist denn das für ein Wagen?"

„Das ist unser Thespiskarren, die Gäule vor demselben sind die Pegasusse, die uns zum Tempel der Unsterblichkeit führen," antwortete der kleine Mann.

„Und was ist das für Geräthe und Gerumpel, da auf dem Wagen?"

„Geräthe und Gerumpel! Du meinst doch damit nicht die Damen auf dem Wagen?"

„Wir verbitten uns alle schlechten Witze," rief eine der Damen im Berliner Dialect vom Wagen herab.

„Na nu, reizende Rosa, darum keene Feindschaft nicht," erwiderte der Schauspieler, und zu Paul gewendet fuhr er fort: „das Gerumpel, das Du auf dem Wagen siehst, besteht außer den Damen, aus der Bibliothek, der Garderobe, dem Vorhang, den Prospekten und Coulissen unseres Theaters. Siehst Du, das Ding, was hinten am Wagen hängt, ist der Vesuv aus der Stummen von Portici."

„Sie sind halt a Talk, Herr Biedermann," ließ sich eine andere wohlklingende weibliche Stimme von der Höhe des Thespiskarrens herab vernehmen.

„Der mit einem Händedruck Dir möchte sagen, daß alle seine Pulse für Dich schlagen!" erwiderte Herr Biedermann.

„Lassen's mich aus mit Ihren Narrenspossen!" antwortete die Oesterreicherin ärgerlich.

„Und dennoch ewig Dein, schöne Miranda!" fuhr Herr Biedermann fort.

Als die Dame ihn keines Wortes mehr würdigte, wendete er sich wieder zu Paul, der ganz erstaunt war, über das, was um ihn her vorging.

„Nun will ich Dich aber auch mit den Priestern bekannt machen, die in unserm Musentempel opfern. Den Oberpriester, d. h. den Director, kennst Du bereits, und ich beginne nun als galanter Mann mit den Damen. Jene Dame mit dem rosafarbenen Hut ist die tugendhafte Gattin des Herrn Directors, sie spielt Heldinnen, alte Köchinnen und Anstandsdamen; Fräulein Miranda ist erste, zweite und dritte Liebhaberin; Fräulein Rosa ist Soubrette und Localsängerin; der Herr mit dem schwarzen Lockenkopfe ist Herr Urachowitz, der Bösewicht, Intriguant und blutdürstige Wütherich; Herr Süßholz spielt Liebhaber und junge Helden; Herr Klappfuß ist unser dummer Junge und Naturbursche; ich bin der Komikus; diese beiden Herren und die zwei Schlingels sind für kleine Partien und Chor, und dieses ehrenwerthe, äußerst verwendbare und uns sehr nützliche Mitglied mit dem weißgewaschenen Pelz und den Pudelohren ist Herr Hercul, der berühmte Hund des Aubry. Geben wir eine Oper, so singen wir Alle mit, mit Ausnahme des Herrn Hercul, dessen Organ sich nicht ganz für musikalische Ausbildung eignet.“

Paul war bei dieser Vorstellung der Mitglieder zwar noch nicht ganz klar geworden, in was eigentlich die Beschäftigung derselben bestand, er fühlte sich aber von der Offenheit und dem fröhlichen Wesen Biebermanns angezogen, ja fast gerührt; selbst die Späße, die dieser mit den Damen machte, gefielen unserem Helden. Dazu kam noch, daß das Theaterwesen und Alles, was mit diesem zusammenhängt, für die Jugend einen unwiderstehlichen Reiz hat. Paul hatte zwar niemals ein Schauspiel noch sonst irgend eine Schaustellung gesehen, er hatte nur gehört, daß es dergleichen gebe. Von Schauspielern und ähnlichen Personen war in seiner Umgebung, wenn ja einmal von ihnen die Rede gewesen, immer nur mit der tiefsten Verachtung und wie von den ärgsten Bösewichtern und sündlichsten Menschen gesprochen worden — das Alles aber trug nur dazu bei, ihm den Wagen mit den Theater-Requisiten und seine neuen Bekannten umso interessanter zu machen. Wegen des Urtheils, das er stets nur über den Charakter der Comödianten gehört und das er auch selbst geglaubt hatte, war er sehr bald mit sich im Klaren. Er bedachte schnell, aus welchem Munde das verurtheilende Anathem gekommen war, er verglich diese fröhlichen und sich

frei bewegenden Menschen mit denen, unter deren Obhut er bis jetzt gestanden; ein solcher Vergleich konnte unmöglich zum Vortheile der Letzteren ausfallen. Er glaubte nun seinerseits auch nicht mehr hinter dem Berge halten zu dürfen, denn so viel Vertrauen, wie ihm Herr Biedermann geschenkt hatte, verdiente doch gewiß eine gleich große Offenheit. Er erzählte daher ohne Rückhalt seinen neuen Freunden die Geschichte seines Lebens bis zu dem Moment, wo er den Thespiskarren des Herrn Purzlinger in der Ferne auf der Landstraße gesehen hatte.

Man hörte dem für ein Kind mit vieler Gewandtheit erzählenden Knaben aufmerksam zu, und als er geendet hatte, fragte ihn der Director:

„Aber lieber Junge, was willst Du denn nun eigentlich anfangen; Du kannst doch nicht so ins Blaue hinein in die Welt laufen, mußt doch irgend etwas ergreifen?“

„Um Gottes Willen, geh nur nicht zum Theater, mein Sohn!“ rief schnell Herr Biedermann. „Die Kunst ist schön, aber ihr Brod ist hart und trocken und ihr Wein, oder besser gesagt: ihr Schnaps, ist gallenbitter!“

„Ich will auch was ergreifen,“ entgegnete

Paul, „ich will etwas Tüchtiges lernen, was es auch sei. Ich gehe daher nach Berlin und suche mir dort ein Unterkommen. Schreiben, lesen und rechnen kann ich, auch etwas Geschichte und Geographie habe ich gelernt, spiele auch ein wenig Clavier ...“

„Halt, halt,“ rief Herr Biebermann, „Du bist ja ein Tausendsappermenter; zähle Deine Kenntnisse nicht weiter auf, Du machst uns ja sonst schamroth.“

„Wie willst Du denn aber nach Berlin kommen?“ fuhr der Director fort; „bis dahin ist es noch weit. Jedenfalls wird man Dich auch suchen und durch Steckbriefe verfolgen lassen. Man wird Dich bald aufgreifen und dann geht es Dir erst recht schlimm.“

Paul ward durch diese Rede äußerst betroffen und wußte nicht, was er antworten sollte.

„Du kennst die Welt noch nicht und weißt nicht, wie es in ihr zugeht,“ nahm Herr Biebermann das Wort; „doch zu Deiner Familie oder gar zu dem Pastor zurückzukehren, würde ich Dir nicht rathen. Des Schicksals dunkele Mächte haben Dich nun einmal ohne Steuer und Compaß auf die wilden Wogen des Lebens geworfen, doch Du

bist ein aufgeweckter Kopf, ein resoluter Bursche und wirst Dich schon durchschlagen. Ich will Dir einen Vorschlag machen: wenn es der Herr Director erlaubt, gehst Du jetzt mit uns, bis Du irgendwo ein Unterkommen gefunden hast.''

,,Das geht nicht,'' meinte der Director; ,,wir könnten da leicht Händel mit der Polizei bekommen, die uns ohnedem schon immer auf dem Dache sitzt.''

,,Das nehme ich auf mich, Herr Director,'' erwiderte schnell Herr Biedermann, ,,er kann für meinen Sohn gelten, und wer will mir denn beweisen, daß ich keinen Sohn haben könnte?''

Die Herren lachten über diesen sehr komisch hervorgebrachten Ausruf Biedermanns, die Damen schwiegen aber still und nur Fräulein Rosa, die Soubrette, rief von ihrem erhabenen Stand= oder vielmehr Sitz=Punkte herab:

,,Na nu hören Sie man auf, Sie Dämelack!''

,,Sind Sie vielleicht anderer Meinung, schöne Juste aus dem Platzregen?'' fragte Biedermann trocken.

Ein allgemeines schallendes Gelächter folgte dieser Frage; Fräulein Rosa aber ward dunkelroth vor Zorn und rief:

,,Komme ich nur herunter, ich kratze Ihnen die Augen aus, Sie alter Sünder!''

Paul begriff ebenso wenig den Grund von Fräulein Rosa's Zorn, als den des Gelächters der Uebrigen.

„Komm, o holde Dame, das war eine große Blame!" sang Biebermann parodirend.

„Herr Director, wenn Sie dem Unverschämten det Maul nicht verbieten, so laufe ich heute noch auf und davon!" schrie außer sich vor Wuth die Soubrette.

„Na, nun laßt's gut sein," meinte der Director; „Sie, Biebermann halten das Maul, sonst ziehe ich Ihnen acht Groschen Strafe ab, und Sie, Fräulein Rosa, müssen nicht jeden Quark übelnehmen!"

„Was, ich bin doch nicht etwa schuld!" entgegnete immer noch sehr aufgeregt die Dame.

„Nein, nein," rief begütigend der Director, „kein Engel ist so rein, wie meine gefeierte Soubrette; Sie hatten recht, daß Sie die schlechten Witze meines schätzbaren Komikers zurückwiesen!"

„Na das wollt' ich auch meinen!" erwiderte Fräulein Rosa sich beruhigend.

Es entstand eine kurze Pause nach diesem etwas hitzigen Intermezzo.

Dann begann Herr Biebermann wieder:

„Ja, und um auf besagten Hammel, nämlich unseren kleinen durchgebrannten Pensionair, zurückzukommen, so gilt er also für meinen Sohn, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, Fräulein Rosa," setzte er gegen die abermals von Zorn geröthete Dame sich wendend hinzu, und fuhr dann fort, ohne diese zu Worte kommen zu lassen: „so lange er bei uns ist, muß er sich auch der Bühne nützlich machen. Er kann die Theaterzettel schreiben, auch Rollen ausschreiben; wenn wir kein Orchester haben und ein Clavier auftreiben können, kann er die Ouverture und die Zwischenactsmusik verrichten, kann ferner die Function des Theaterdieners übernehmen und auch zuweilen selbst activ sein, z. B. den Affen in der „Zauberflöte" spielen oder die Schaar der Kinder in den „Hussiten vor Naumburg" vermehren."

Diese Gründe leuchteten dem Director ein. Er fragte deshalb noch einmal seine schönere Hälfte, die mit auf dem Wagen saß, um ihre sehr maßgebliche Meinung und diese entgegnete:

„Herr Biedermann hat nicht Unrecht, der Bursche kann uns nützlich sein und wenn Herr Biedermann ihn für seinen Sohn gelten läßt, so hat es auch gar keine Gefahr, wenn er bei uns bleibt."

„Nun gut, es sei," sagte der Director zu Paul, ihm die Hand reichend; „Du bist von jetzt an bis auf Weiteres engagirtes Mitglied bei mir. Als Gage erhältst Du Kost, Wohnung und den Taback frei geliefert, Vorschuß auf der Gage giebt es aber niemals bei mir."

„Was willst Du nur mit Taback und Vorschuß in diesem Falle," rief ärgerlich die Frau Directorin ihrem Gatten zu.

„Ja so", verbesserte sich dieser, „ich bin es so gewohnt, bei jedem Contracts-Abschluß den freien Taback und den nicht zu gewährenden Vorschuß zu erwähnen, daß mir auch diesmal diese Worte mit herausfielen.

„Ja, das habe ich gemerkt," meinte Fräulein Miranda, „auch bei meinem Engagement haben's halt von Toback gesprochen und mich damit schwer gekränkt."

„Bei mir hat er auch davon gesprochen," fügte Fräulein Rosa hinzu, „ich habe aber gleich gesagt, daß ich für den Taback täglich drei freie Kümmels haben wollte."

„Welche schwere Bedingung ich auch eingegangen bin und redlich erfüllt habe, nur um uns das schöne Talent unseres Fräulein Rosa zu erhalten," sagte der Director.

„Aber, wie heißt Du denn?" fragte Herr Biebermann unseren Helden, „denn einen Namen muß doch jeder Künstler haben."

„Ich heiße Paul..."

„Doch nicht Jean Paul Richter?"

„Nein, Paul Eisenschmidt."

„So darfst Du aber nicht heißen, wenigstens nicht so lange Du bei uns bist, denn dieser Name könnte Dich der Polizei verrathen. Du heißt von jetzt an Camillo Alfonso Biebermann, hörst auf den Namen Camillo und bist der eheleibliche einzige Sohn meiner dahin gegangenen Gattin Mirabella, die zwar nie existirt hat, aber doch existirt haben könnte."

Paul stiegen anfänglich zwar einige Bedenklichkeiten über den falschen Namen und überhaupt über die Unwahrheit auf, zu der er sich hergeben sollte, bald aber sah er ein, daß diese das einzige Mittel sei, ihn der Verfolgung seiner Aeltern und des Pastors zu entziehen. Er dachte bei sich, daß Gott ihm diese Nothlüge wohl verzeihen würde, und gelobte sich im Herzen, es sollte diese die letzte in seinem Leben sein.

Unterdessen war die Mittagszeit herangekommen; es wurde beschlossen, in dem nächsten Dorfe zu rasten.

Gefolgt von einem Schwarm der hoffnungsvollen Dorfjugend kam die Schauspielertruppe vor dem Gasthofe des Ortes an. Der Wagen hielt, die beiden unglücklichen Pegasusse ließen die Köpfe und Ohren hängen und zogen einen ihrer Hinterfüße etwas in die Höhe, wie es die Pferde zu thun pflegen, wenn sie müde sind. Die specielle Fürsorge und Leitung der Rosse war einem der für kleine Partien, Chor und den Souffleur-Kasten engagirten Herrn übertragen, der für diese Nebenbeschäftigung von der Direction außer der Gage auch noch eine monatliche Gratification von zwölf guten Groschen erhielt. Dieser darstellende und einblasende Künstler sorgte mit lobenswerthem Eifer sofort für das Diner seiner Pflegebefohlenen. Er holte eine der Krippen herbei, deren mehrere vor dem Hause standen, ein Knecht brachte auf seinen Befehl zwei Bündel Heu, welche Herr Kilian — dies der Name des vielseitigen Mitgliedes des Purzlingerschen Theaters — sorgfältig zu gleichen Theilen den hungrigen Rossen vorlegte. Die anderen Herren waren während dem damit beschäftigt, den Damen und den Kindern vom Wagen zu helfen: Zuerst kam natürlich die Frau Directorin an die Reihe. Es kostete einige Mühe, die etwas um-

fangreiche Persönlichkeit der Heldin und Anstandsdame von der Höhe des Thespiskarrens auf die prosaische Erde herabzubefördern, doch auch diesmal gelang diese schwierige Arbeit den vereinten Kräften des Directors, des Bösewichts und des Komikers. Herr Süßholz half dem empfindsamen Fräulein Miranda herab; zwei kaum hörbare, nur gehauchte Seufzer stahlen sich durch die Lippen Beider hindurch, als der Liebhaber die schlanke Taille der jungen Heldin aus Oesterreich beim Herabspringen umschlingen durfte. Fräulein Rosa nahm Herr Klappfuß auf sich. Diese resolute Dame machte die wenigsten Umstände; sie kletterte behend vom Wagen, stellte den niedlichen Fuß auf das Rad und flog mit einem Satze dem entzückten Naturburschen und dummen Jungen in die Arme.

„Jotte doch,“ rief sie ihre Toilette flüchtig in Ordnung bringend, „war das wieder eine eklige Fahrt! Wenn man da oben auf sitzt, werden einem alle Glieder wie bei einem steifgerittenen Postillon!“

Bald waren auch die Kinder herabspedirt. Zwei davon, der Knabe mit den rothe Hosen und dem zeisiggrünen Rock, und ein kleines Mädchen waren die Sprößlinge aus der Ehe des Herrn Directors, das Mädchen mit dem rothen Man-

chesterspenzer gehörte zu Fräulein Miranda und war deren an Kindesstatt angenommene Nichte.

Die Gesellschaft begab sich nun in die geräumige Gaststube. Bald war einer der großen rothangestrichenen Tische mit einem groben Tischtuch gedeckt, das einfache Mahl ward aufgetragen, das unserem Paul-Camillo um so besser schmeckte, als es das erste Mittagbrod war, das er als Lohn für allerdings erst noch zu leistende Dienste erhielt.

Mit den Kindern der Gesellschaft schloß er bald gute Freundschaft. Sie waren zwar ganz anderer Art, als seine früheren bäuerlichen Freunde zu Oldenfeld und die Kinder in dem Pensionat des Pastors Holzhagen; sie bewegten sich frei und ungenirt, es fehlte ihnen nicht an Unarten, aber sie waren doch gutartig und mittheilsam. Eine besondere Vorliebe gewann Paul sehr schnell für Jenny, die Nichte des Fräulein Miranda. Es war diese ein niedliches Kind von etwa acht Jahren, seiner Tante so sprechend ähnlich, daß man sie für deren Tochter hätte halten können, wenn nicht der Titel eines Fräuleins, den die junge Heldin führte, eine solche Annahme auf das Bündigste widerlegte hätte. Aus dem kleinen, runden und blühenden Gesichtchen Jenny's blickten zwei große dunkelblaue Augen so

freundlich und doch auch so sinnend und verständig in die Welt, daß man dem hübschen Kinde mit seinen schönen blonden Locken gleich beim ersten Anblick gut sein mußte. Auch hatte dasselbe bei seinen verschiedenen theatralischen Versuchen als Lilli im „Donauweibchen“ und in anderen derartigen Rollen bereits Anerkennung und Ruhm geerndtet und der Kasse des Directors manches schöne Viergroschenstück eingebracht.

Nach einer Reise von mehreren Tagen erreichte endlich spät Abends die Gesellschaft das einstweilige Ziel ihrer Wanderung, ein kleines von der großen Heerstraße ziemlich weit abgelegenes Städtchen, dessen Magistrat dem Director für einen Monat die Concession ertheilt hatte, auf dem ziemlich geräumigen Rathhaussaale Vorstellungen zu geben, der außer zu den Sitzungen des Hochweisen und Hochedelen auch zu den Bällen und Concerten der Honoratioren benutzt wurde.

Kaum war die Gesellschaft in ihrem Hotel — einem Fuhrmanns-Gasthof am äußersten Ende der Stadt — abgestiegen, als auch schon nach dem schnell eingenommenen Abendbrod eine allgemeine rührige Thätigkeit unter derselben begann. Die Herren Biedermann, Urachowitz und Kilian sorgten

dafür, daß der Wagen abgeladen, die Kisten mit der Garderobe und Bibliothek in den Gasthof, die Decorationen auf das Rathhaus geschafft wurden. Herr Klappfuß mußte zu dem Stadtpfeifer gehen, um mit diesem wegen der Musik zu unterhandeln; einer der größeren Jungen ward ausgeschickt, den Zimmermann zu bestellen, welcher die Bühne aufschlagen sollte; die übrigen männlichen Mitglieder legten beim Abladen des Wagens thätig Hand an, nur Herr Süßholz war zu besserer Arbeit bestimmt. Er half den Damen beim Auspacken und Ordnen der Garderobe, denn er war seiner ursprünglichen Natur nach ein Schneider und hatte nur von unwiderstehlichem Drange zur Kunst getrieben die Schneiderbank verlassen und die heißen Breter betreten, so die Welt bedeuten.

Der Director wußte nicht, wo ihm der Kopf stand, denn am nächsten Vormittage mußte das Theater bereits bis zur Probe fertig sein; die erste Aufführung war auf übermorgen Abend angesetzt. Die Conferenz war unterwegs gehalten und das Repertoir für die nächsten acht Tage bestimmt worden. Es verstand sich von selbst, daß zur Eröffnung der Bühne ein Zugstück von der besten Sorte gegeben werden mußte. Man hatte dazu

Theodor Körners „Zriny“ gewählt; es entsprach dieses Trauerspiel nicht allein allen an eine feierliche Bühnen-Eröffnung zu stellenden Anforderungen, es mußte dasselbe auch die beste Empfehlung dem hohen Adel und verehrungswürdigen Publicum gegenüber sein.

Vor Allem galt es nun, den Zettel zu schreiben, denselben in die Druckerei zu geben, daß er morgen schon an den Straßenecken kleben konnte und ein zweites Exemplar des Zettel-Manuscripts dem vom hochweisen Magistrat angestellten und privilegirten Ausrufer einzuhändigen, damit dieser die wichtige Nachricht von der Eröffnung des Theaters den Einwohnern des Städtchens bekannt mache.

Herr Purzlinger rief daher Paul auf sein Zimmer, um ihm den Inhalt des Zettels zu dictiren, ehe noch die bestellten Handwerker den Oberpriester in Thaliens Tempel überlaufen würden.

Nachdem Paul an dem Tische Platz genommen, begann Herr Purzlinger dictirend:

„Theater zu **. Mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung wird die Gesellschaft des Unterzeichneten die Ehre haben, nächsten Sonntag auf dem dazu allergnädigst überlassenen Rathhaussaale zu ** ihre Vorstellungen der höheren Schauspielkunst zu be-

ginnen und gibt sich Unterzeichneter die Ehre, einen hohen Adel und ein verehrungswürdiges Publicum unterthänigst und ganz ergebenst zu seinen Vorstellungen einzuladen. Sonntag den 1. August: Festouverture, ausgeführt von der Capelle des Herrn Musikdirector Bleiweiß. Hierauf dreimaliger Tusch der Capelle. Diesem folgt: Prolog, gedichtet von Johann Nepomuk Purzlinger, gesprochen von Herrn Süßholz. Darauf nochmals dreimaliger Tusch der Capelle. — „Hast Du's?" fragte der Director den eifrig schreibenden Paul.

„Der Capelle... ja", erwiderte dieser.

„Nun so schreibe weiter, aber mit recht großen Buchstaben: Niklas, Graf von Zriny oder der Pulverthurm von Sigeth, großes historisch-romantisch-heroisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Theodor Körner, berühmter deutscher Dichter und als Adjutant Sr. Excellenz des Generals von Lützow gefallen im Kampfe für Gott, König und Vaterland und Deutschlands Freiheit am 26. August 1813 bei Wöbbelin im Mecklenburgischen. — Hast Du das?" fragte Herr Purzlinger und begann nun, als Paul die letzten Worte zum Zeichen des Bejahens lang gedehnt wiederholt hatte, die Personen zu dictiren.

Da das Stück aber ein größeres Personal verlangte, als das der Gesellschaft überhaupt war, so nannte Herr Purzlinger noch verschiedene Müller, Schulze, Richter, Schmidt rc. als Darsteller, die gar nicht existirten, trotzdem in Deutschland an Leuten mit diesen Namen kein Mangel ist.

Als Paul seine Befremdung darüber äußerte, erwiderte der Director:

„Das verstehst Du nicht. Meine Leute müssen bei großen Stücken oft mehr als eine Rolle spielen, das darf man aber dem Publicum nicht sagen und deshalb bekommt ein Jeder mit einer zweiten und dritten Rolle auch einen anderen Familiennamen auf dem Zettel.“

Als der Director in dem Personen-Verzeichniß auch aufführte: „Ein Aga — Camillo Biebermann“, rief Paul erschrocken:

„Ich habe ja die Rolle noch gar nicht gelernt und weiß selbst nicht einmal, wie ein Theater aussieht!“

„Das schadet nichts“, meinte Herr Purzlinger, „das lernst Du morgen auf der Probe. Du bist übrigens eine stumme Person, denn die zwei Zeilen, die der Aga überhaupt zu sprechen hat, haben wir gestrichen. Aber nun weiter. — Preise der

Plätze: „Sperrsitze 5 Sgr., Parterre $2^1/_2$ Sgr., Stehplatz $1^1/_2$ Sgr. Kinder, Studenten, Soldaten und Dienstboten in Begleitung ihrer Aeltern zahlen die Hälfte. Anfang präcis 7 Uhr, Einlaß 6 Uhr, Ende 10 Uhr. Johann Nepomuk Purzlinger, Director."

„So", sagte nun der Director, „nun schreibst Du den ganzen Zettel noch einmal ab, dann trägst Du das eine Exemplar in die Buchdruckerei, empfiehlst mich dem Herrn und bittest, daß der Zettel bis morgen Vormittag gedruckt werde, dann giebst Du diese drei Partout-Billets an den Herrn und sagst ihm, ich ließe um die Ehre eines recht häufigen Besuchs unserer Vorstellungen von ihm und seiner Familie bitten. Von da aus gehst Du zum Ausrufer und sagst diesem, er möchte so gut sein, und den Zettel, den Du ihm giebst, morgen in der Stadt austrommeln. Die Gebühren würde ich sofort berichtigen. Auch ihm giebst Du ein Partout-Billet, verwechsele es aber nicht mit den anderen, denn der Ausrufer kriegt nur eins auf den Stehplatz. Na und nun mache, daß Du fortkommst!"

Mit der größten Gewissenhaftigkeit besorgte Paul die ihm gewordenen Aufträge. Erst sehr spät kam er zurück und erstattete dem Director

Bericht über seine Wirksamkeit. Dann eilte er hinab vor die Hausthür, wo er Jenny auf einer Bank hatte sitzen sehen, als er nach Hause kam. Das Kind war noch da; er nahm an ihrer Seite Platz und bald waren Beide in ein eifriges Gespräch vertieft. Sie erzählten sich gegenseitig ihre Schicksale. Jenny war schon weit in der Welt umhergekommen, sie sprach von vielen Städten, wo die Gesellschaft gespielt hatte, von vielen Menschen, die sie hatte kennen gelernt.

Als sie Paul fragte, ob ihr Vater auch Schauspieler gewesen sei, antwortete sie:

„Ich habe nie meine Aeltern gekannt. So lange als ich denken kann, war ich bei meiner Tante, die sehr gut mit mir ist."

„Willst Du denn beim Theater bleiben?" fragte Paul weiter.

„Ei das versteht sich, ich werde ja dazu erzogen und mir gefällt es auch. Sie sind Alle recht gut mit mir, auch der Director, über den alle Mitglieder raisoniren, wenn er nicht da ist; er giebt mir für jede Rolle, die ich spiele, fünf Silbergroschen. Nur zwei von den Mitgliedern kann ich nicht leiden, Fräulein Rosa und den Einen von den großen Jungen, die Du gesehen hast, den Robert Keilberg."

„Und was haben diese Dir denn gethan?“

„Ach sehr viel. Rosa ist eine fatale Prise, die mit Allen Streit anfängt und selbst ihren Liebhaber, den gutmüthigen Klappfuß, quält. Wenn sie es kann, ohne daß es die Anderen sehen, giebt sie mir gewiß einen Rippenstoß und nennt mich eine dumme Jöhre. Ich weiß auch, warum sie mich haßt. Es ist seit der Zeit, daß wir in Delitzsch waren und seit der Vorstellung des Donauweibchens, wo sie als Hulda von den Leipziger Studenten, die herübergekommen waren, verhöhnt wurde. Sie sprach ein paarmal Berlinisch und da riefen ihr die Studenten zu, sie solle in die Schule gehen und deutsch lernen. Mich aber applaudirten sie als Lilli und riefen mich dreimal heraus. Fräulein Rosa war in Ohnmacht gefallen und lag hinter den Coulissen; als ich hinter kam, sprang sie auf und wollte mir eine Ohrfeige geben, aber der Herr Director trat dazwischen und sie mußte acht Groschen Strafe zahlen.“

„Das ist ja eine gottlose Person!“

„Hüte Dich vor ihr, sie ist zu Allem fähig, nur nicht zu etwas Gutem. Verdirb es ja nicht mit ihr, denn die wäre im Stande, es anzuzeigen, daß Du Deinen Aeltern entlaufen bist.“

„Und was soll ich denn thun, um sie im Guten zu erhalten?“

„Stets recht freundlich gegen sie sein, sie immer „mein schönes Fräulein“ nennen, ihr sagen, daß sie die größte Künstlerin ist, und vor Allem nicht widersprechen, auch wenn sie Unrecht hat.“

„Das ist viel verlangt, doch ich danke Dir, daß Du mir das sagst. Aber was hast Du denn mit Robert?“

„Das ist ein schlechter Mensch, der Sohn eines verdorbenen Schauspielers, der ins Zuchthaus kam, weil er gestohlen hatte, und dort gestorben ist. Robert ist boshaft wie ein Affe; wo er Jemandem einen Streich spielen kann, thut er es gewiß. Nur der Stock des Directors hält ihn in Ordnung und Zucht. Ich weiß, Herr Purzlinger will ihn gern los sein, wenn er nur erst einen Anderen an seiner Statt hätte, denn Robert hat Talent und ist auf der Bühne zu brauchen. Ich glaube, wenn Du Dich einrichtest, kannst Du bald an seine Stelle treten; er hat bei freier Station eine Monatsgage von drei Thalern.“

„Nein, ich will nicht beim Theater bleiben; Herr Biebermann hat es mir schrecklich beschrieben.“

„Du willst nicht bei uns bleiben!“ rief Jenny traurig aus, „und ich freute mich so darüber, als Du zu uns kamst; ich habe in den wenigen Tagen, seit wir Dich fanden, gesehen, daß Du ein recht guter College werden wirst!“

„Ich könnte Dir recht gut sein, Jenny“, sagte Paul, sie freundlich ansehend.

„Ich bin Dir auch gut“, sagte Jene, ihre Aermchen um seinen Hals schlingend, „Du bist ein guter Junge — und nun willst Du wieder fort, das ist gar nicht hübsch von Dir!“

„Wenn Du es willst, bleibe ich auch; ich werde ja sehen, wie es mir gefällt!“

„Nicht wahr, Du bleibst, und bleibst immer bei mir und der Tante, auch wenn wir einmal zu einer anderen Truppe gehen?“

„Ja, liebe Freundin, ich bleibe immer und ewig bei Dir!“

In diesem Augenblicke rief Fräulein Miranda's Stimme aus einem Fenster des oberen Stockwerks herab:

„Jenny, wo steckst halt, komm herauf!“

„Die Tante ruft mich, ich muß gehen. Schlaf wohl, lieber Camillo!“ sagte sie zu ihrem Freunde,

umarmte ihn noch einmal und hüpfte dann ins Haus und die Treppe hinauf.

„Schlaf wohl“, hatte auch Paul ausgerufen, Jenny's Liebkosungen erwidernd. Er sah ihr wohlgefällig nach, wie die hübsche, schlanke Gestalt mit dem rothen Spenzer und dem kurzen blauen Röckchen ins Haus sprang; dann ging er nach dem Zimmer, das sein neuer Vater, Herr Biebermann, und Herr Urachowitz gemeinschaftlich bewohnten und wo auch ihm eine Schlafstelle angewiesen war. Die beiden Herren saßen noch in der Wirthsstube beim Bierkrug. Paul legte sich nieder; ehe er aber einschlief, faltete er die Hände, denn was er im Hause des Pastors Holzhagen mit Widerstreben und nur gezwungen gethan hatte, war ihm Bedürfniß geworden, seit er frei und aus der Gemeinschaft der Auserwählten und Heiligen unter die Ausgestoßenen und Gottlosen (wie Erstere das lustige Völkchen der Comödianten zu nennen belieben) gerathen war. Er schlief nicht ein, ohne ein recht inniges Gebet zum Himmel zu schicken — freilich kein regelrechtes, eingelerntes — das aber doch gewiß aus der Tiefe des Herzens kam, wenn auch wenig Styl und Zusammenhang in den Worten war und es nicht selten von dem

nicht mehr zurückzuhaltenden Schlafe unterbrochen wurde, daher es ohne das übliche Amen geschlossen werden mußte. An diesem Abend vorzüglich war sein Herz voll und die hübsche kleine Jenny ward dem lieben Gott äußerst eindringlich und angelegentlich empfohlen.

IV.

Die Vorstellung des ersten Stückes, das Herr Purzlinger auf dem Rathhaussaale zu ** gab, ging zur großen Zufriedenheit des Herrn Directors und, was noch wichtiger war, auch des hochgeehrten Publicums, das sich so zahlreich eingestellt hatte, daß der Saal überfüllt war und selbst einige später gekommene Schaulustige keine Plätze mehr hatten erhalten können.

Für Paul, der noch niemals ein Theater gesehen, war das Alles höchst merkwürdig. Auf der Probe schon hatte er sämmtlichen Apparat auf das Genaueste besichtigt, und Jenny, die fast nicht von seiner Seite wich, erklärte ihm bereitwillig den Zweck dieses oder jenes Decorationsstückes, dieser oder jener Leine, Latte 2c. Ehe die Vorstellung begann, kamen bereits die Mitglieder in ihren Costums aus den beiden, in der Regel zu Expeditionslocalen dienenden, jetzt aber zu Garderoben

hergegebenen Nebenzimmern. Alle waren bunt und seltsam gekleidet. Der Director saß schon seit einer Stunde geschminkt und über dem Costum einen Mantel tragend an dem Tischchen auf dem Vorsaale, welches die Casse vorstellte. Da der Andrang sehr groß war, mußte der zu Allem nützliche Herr Kilian ihn beim Cassengeschäft unterstützen. Da auch dieser natürlich in dem Stück beschäftigt war und bereits in dem Costum des Belger Beg von Natolien stak, hatte er ebenfalls einen großen Mantel umgeworfen, um die Herrlichkeit vor den Augen des Billets kaufenden Publicums zu verbergen. Nur die gelben türkischen Stiefeln und die weiten rothen Hosen waren unter dem Mantel hervor sichtbar und reizten nicht wenig die Neugier der sich um den Cassentisch drängenden Menge.

Als Paul noch ganz erstaunt über den ungewohnten Anblick auf der Bühne stand, trat Herr Urachowitz in dem Costum des Sultan Soliman auf ihn zu. Es war dieses Künstlers besonderer Stolz, daß er sich gut zu schminken und überhaupt gute Maske zu machen verstand. Paul starrte den Mann mit dem großen Bart und dem grimmigen Gesicht verwundert an. Urachowitz bemerkte das Staunen des Knaben; er redete ihn mit verstellter

Sprache an. Paul erkannte noch immer nicht, wer eigentlich in dem furchtbaren Türken stecke. Da rief Urachowitz mit seiner eigenen Stimme:

„Mehr als Händeklatschen und Herausrufen ehrt es mich, daß Du Deinen eigenen Schlafkameraden nicht erkennst. Ich danke Dir für Dein unwillkürliches Compliment, edler deutscher Jüngling! Doch", fuhr er fort, „auch Du mußt Dich nun ankleiden; komm, ich will Dir helfen."

Paul folgte dem großen Beherrscher der Gläubigen in die Garderobe. Nachdem er auf das Geheiß des Herrn Urachowitz seine Oberkleider abgelegt hatte, nahm derselbe aus einer Kiste das etwas verschossene und vielfach ausgebesserte Costum eines kleinen Türken. Paul zog dasselbe an; dann mußte er es sich gefallen lassen, daß ihm der Großtürke die Wangen mit einer aus gestoßenen Ziegelsteinen und Wasser bestehenden Flüssigkeit roth färbte, ihm große schwarze Augenbrauen mit verkohltem Kork malte, ihm einen Bart von schwarzer Wolle vorband und einen Turban auf das Haupt setzte, der ihm fast über die Augen herabfiel.

„So", sagte Urachowitz, „nun ist der Aga fertig. Warte nur an der Thür im Prospect, bis Dein Stichwort kommt; ich habe es zu sagen, es

heißt: „im Herzen Oest'reichs schlagen wir die Schlacht." Wenn Du das hörst, kommst Du heraus und machst Alles so wie in der Probe. Den Turban kannst Du einstweilen abnehmen, es wird Dir sonst zu warm; setze ihn nur zur rechten Zeit wieder auf."

Paul that pünktlich, wie ihm geheißen ward.

Als er auf die Bühne kam, erblickte er Jenny in der Tracht eines ungarischen Soldaten an der Seite ihrer Tante, welche die Helene gab und als solche ein Costum trug, das in den Augen unsers Helden sehr glänzend erschien, in Wahrheit aber ziemlich abgetragen und verblichen war.

Auf ein Zeichen, das die Frau Directorin mit der Klingel gab, begann die versprochene Festouverture, als welche in Ermangelung eines wirklich dazu geeigneten Musikstückes dieser Form und auch wohl der Bequemlichkeit der Capelle wegen, ein gemüthlicher Walzer dienen mußte. Der Vorhang rauschte auf und Herr Süßholz sprach mit vieler Emphase den vom Herrn Director gedichteten, sehr oft schon vorgetragenen Prolog. Ein rauschender Beifallssturm übertönte den dreimaligen, ziemlich schwindsüchtigen Tusch der Capelle, welcher den ersten Theil der feierlichen Bühnen-Eröffnung beschloß. — Das

große historisch=romantisch=heroische Trauerspiel selbst nahm nun seinen Anfang. Bald kam Pauls erstes Stichwort; rechtzeitig hatte er den Turban aufgesetzt, er öffnete die Thür, verbeugte sich vor Soliman dem Großen und sagte diesem etwas ins Ohr, wie es der Dichter vorgeschrieben, wobei sich freilich der große Sultan über die Gebühr zu dem kleinen Aga herabbeugen mußte. Dieser ging darauf wieder ab. Auch die folgende Scene, in der Paul gerade ebensoviel zu thun hatte, ging glücklich vorüber.

Die Gesellschaft des Herrn Director Purzlinger hatte sich durch die Vorstellung des „Zriny" dem Publicum auf das Beste empfohlen. Es wurden sehr gute Geschäfte gemacht, in Folge dessen die Gagen sehr pünktlich gezahlt und die Kräfte wie die Lust der Mitglieder daher auch immer frisch erhalten. Paul fand sich bald in das neue, ihm früher ganz fremd gewesene Leben; er war viel beschäftigt, theils auf der Bühne, theils als Secretair des Directors oder als Theaterdiener. Er hatte es verstanden, sich bei allen Mitgliedern in Gunst zu setzen, selbst mit Fräulein Rosa und Robert Keilberg stand er sich gut, soweit das überhaupt bei Persönlichkeiten dieser Art möglich ist. Erstere hatte er sich durch einige kleine Gefälligkeiten ver=

bunden, Letzterem dagegen durch eine zu rechter Zeit und am passenden Orte mit der größten Entschiedenheit verabreichte Ohrfeige einen so gewaltigen Respect eingeflößt, daß auch dieser boshafte Mensch ihn in Frieden ließ.

Nur einmal ward es ihm schwer, sich den Anordnungen der vom Director selbst geführten Regie zu fügen. Es war das bei der ersten Vorstellung des berühmten Kotzebueschen Stückes „Die Hussiten vor Naumburg.“ Paul sollte eines der Kinder geben, die vor dem grimmigen Procop zu erscheinen haben. Die Kinder mußten vorschriftsmäßig in weißen Hemdchen und bloßen Füßen auf das Theater kommen. Da es aber in der Garderobe des Herrn Purzlinger nicht genug so kleine fleischfarbene Tricots gab, so sollte die glatte frische Haut der Kinder ohne gestrickten Ueberzug den Augen des Publicums preisgegeben werden. Die anderen Kinder, unter denen sich auch mehrere von der Straßenjugend aus ** befanden, ließen es sich ruhig gefallen, mit dem Hemd, im Uebrigen aber im paradiesischen Costüm zu erscheinen, selbst Jenny hatte sich dieser Anordnung unterworfen. Dagegen empörte sich aber Pauls Schamgefühl; kein Befehlen, kein Bitten, keine Drohung von Seiten des Directors half — er

wollte spielen, aber nur in Hosen. Die anderen Kinder waren bereits an- oder vielmehr ausgezogen, die betreffende Scene nahte heran und Paul hatte es noch nicht über sich gewinnen können, sich zu dieser Schande, wie er es nannte, herzugeben. Eben hatte noch Herr Biedermann seine väterliche Autorität in die Wagschale gelegt, als auch noch Jenny dazu kam. Sie war vom Director abgeschickt worden, um Paul zu dem vorgeschriebenen Costum zu bewegen. Herr Purzlinger wußte recht gut, welche Macht die Kleine über Paul hatte, er zog es daher vor, erst noch dieses Mittel zu versuchen, ehe er mit Gewalt das Geforderte erzwingen wollte. Der hauptsächlichste Grund zu dieser Milde war auch wohl, daß er fürchtete, Paul, der ihm als Secretair und Laufbursche bereits unentbehrlich geworden war, möchte ihm am Ende entlaufen, wenn er ihn gewaltsam nöthigen und strafen würde.

Als der noch immer trotzige Acteur das niedliche kleine Mädchen im Hemdchen und mit nackten Beinen in das Zimmer treten sah, als sie sanft und liebevoll zu ihm sprach, schmolz die Eisrinde von seinem Herzen.

„Camillo,“ bat das Kind, „thue mir es zu

Liebe, ich füge mich ja auch, und mich wirst Du deswegen doch wohl nicht verachten!"

Paul sah Jenny an, ihr blaues Auge ruhte bittend auf ihm. Da traten ihm Thränen in die Augen, es waren aber nicht mehr Thränen des Unwillens und des Trotzes, es war innige Rührung, die aus ihnen sprach. Er reichte der Freundin die Hand und rief:

„Ja, wenn Du es willst, wenn Du mir sagst, daß es kein Unrecht ist, thue ich es."

„So ist's recht, und nun mache schnell," sagte Jenny indem sie seinen Hals umschlang, ihm einen Kuß auf die Wange gab und dann das Zimmer verließ. —

Bis jetzt war bei Herrn Purzlingers Theater Alles gut gegangen; die Einnahmen waren glänzend, also hatte es auch keine Noth mit der Eintracht und dem Frieden unter den Priestern Thaliens. An Intriguen, Zänkereien und dergleichen fehlte es zwar, wie bei jedem Theater, auch bei dem gegenwärtig zu ** stationirenden nicht. Welcher Director hat es wohl jemals Allen recht gemacht, über welchen Bühnenvorstand wird wohl nicht geschimpft, wie Viele der darstellenden Künstler sind nicht ehr- und ruhmsüchtig und fühlen sich nicht gekränkt,

wenn das Publicum einen Collegen auszeichnet, oder zurückgesetzt, wenn dieser oder jener einmal eine dankbare Rolle erhalten hat, die man selbst gern gespielt hätte! Dieses Thema ist bereits in allen möglichen Tonarten mit mehr oder weniger Feinheit oder Plumpheit, stets aber mit derselben Leidenschaftlichkeit variirt worden, so lange als es überhaupt Theater giebt; es wird dasselbe nicht eher erschöpft sein, als bis die Schauspielkunst zu den verloren gegangenen Herrlichkeiten einer antediluvianischen Welt gehören, bis die Asche des letzten Mimen in alle vier Winde verweht sein wird.

An dergleichen kleine oder größere Unannehmlichkeiten ist man beim Theater so gewöhnt, daß sie zu den täglichen Bedürfnissen gehören und man ohne sie kaum mehr würde leben können. Es lassen sich dergleichen Sachen auch bei einem Berufe, bei dem mehr wie irgendwo anders die Leidenschaften erregt werden, wo eine fortwährende geistige und körperliche Aufregung sogar nothwendig ist, wenn etwas Tüchtiges geleistet werden soll, sehr entschuldigen. Es gehört ein ganz besonders tüchtiger und auf unerschütterlichem moralischen Boden stehender Charakter dazu, um hier die Herrschaft über die reizbaren Künstlernerven zu behaupten — oder die

vollständigste Gleichgültigkeit gegen das Wesen und die Bedeutung der Kunst, jenes elende handwerksmäßige Abspielen des Contracts, wie man das zuweilen bei Individuen findet, welche den Ehrgeiz nicht kennnen, also auch nicht wissen, was künstlerische, oft kaum was bürgerliche Ehre ist, und die zufrieden sind, wenn sie bei möglichst wenig Beschäftigung ihre Gage regelmäßig erhalten.

Zur Ehre der Menschheit muß man sagen, daß es auch in der ganz eigenthümlichen, von der übrigen vollständig verschiedenen Welt des Theaters — die ihre eigenen Gesetze, Sitten, Gebräuche, Lebensanschauungen, ja ihre besondere Presse hat — doch auch Persönlichkeiten von hoher Begabung und Intelligenz giebt, die sich vollständig frei von den, vielen Anderen verderblich werdenden Einflüssen einer unnatürlichen Atmosphäre halten und als Menschen einen ebenso hohen moralischen Werth haben, als sie eine hohe Stufe der Meisterschaft in ihrer Kunst einnehmen. Jene trägen und die Sache handwerksmäßig betreibenden Comödianten sind aber zum Glück die kleinste Minorität — die überwiegende Mehrzahl der dieser eigenthümlichen Welt, diesem Staate im Staate, angehörenden Menschen haben mehr oder weniger bei größerer

oder geringerer Leistungsfähigkeit auch die Schwächen ihres Standes an sich. Wie es in der übrigen Welt der Fall ist, so giebt es auch hier eigentlich böse Menschen nur wenige, dagegen Viele, die der Ehrgeiz, die Selbstüberschätzung, der Neid und der Leichtsinn zu Thorheiten und Fehltritten der verschiedensten Art verleitet. Sehr ungerecht wird man aber stets handeln, wenn man bei moralischer Werthschätzung von Persönlichkeiten der Theaterwelt denselben Maßstab zur Hand nehmen wollte, mit dem der in bürgerlichen Verhältnissen lebende Mensch zu messen ist. Es sind in jenem Falle ganz andere Voraussetzungen vorhanden, als in diesem, also muß auch der Maßstab ein ganz anderer sein.

Die Mitglieder der Purzlingerschen reisenden Gesellschaft waren eben wie die meisten Menschen ihres Standes: im Verhältniß zu dem kleinen Kreis, in dem sie lebten, zu dem Standpunkte ihrer Bildung, zu der niederen Stufe der Kunst, auf der sie sich überhaupt befanden, im Grunde nicht besser und nicht schlimmer, als die Mehrzahl ihrer berühmten und unberühmten Collegen an den großen Theatern. Außer einigen Streitigkeiten zwischen Herrn Süßholz und Herrn Klappfuß, außer der Spannung, die zwischen der Frau Directorin und

Fräulein Miranda wegen der Rolle der Eulalia in Kotzebue's,, Menschenhaß und Reue'' entstand, von der eine jede der Damen behauptete, sie komme ihr zu, und außer einem größeren Zwist zwischen der ersten Liebhaberin und Fräulein Rosa, der selbst das Publicum in zwei Parteien spaltete, war etwas Schlimmes während des Aufenthalts der Gesellschaft in ** nicht vorgekommen, und selbst diese Dinge waren nicht so erheblich, daß sie den guten Gang der Geschäfte und der Vorstellungen hätten beeinträchtigen können.

Die Gesellschaft nahm mit einer glänzenden Vorstellung von Schillers Räubern — bei der als Räuber mitzuwirken einige junge Handwerksgesellen aus der Stadt sich das Vergnügen machten — Abschied von dem Städtchen **, wo man so freundlichen Empfang gefunden und so glänzende Geschäfte gemacht hatte. Herr Urachowitz und Fräulein Miranda errangen an diesem Abend den höchsten Preis. Ersterer spielte die Rollen des Karl und Franz und hatte dabei so fürchterlich gewüthet und sein Organ angestrengt, daß sich nach der Vorstellung eine starke Heiserkeit einstellte und er kaum noch soviel Ton in der Stimme hatte, um sich im Wirthshause ein Glas Eierpunsch zu bestellen, das er

jedesmal nach einer großen Rolle als Extra-Gratification von der Direction erhielt. Fräulein Miranda hatte als Amalia Alles zu Thränen gerührt, freilich auch etwas auf Kosten ihrer Lunge. Der Director gab den alten Grafen Moor und unter dem Namen Herr Schmidt den Roller; Herr Süßholz den Schweizer; Herr Klappfuß den Herrmann und als Herr Schulze den Spiegelberg; Herr Biedermann hatte unter seinem eigenen und zwei fremden Namen die Gerichtsperson, den Schufterle und den Daniel gegeben; die übrigen Banditen waren unter die beiden, für Chor und kleine Partien engagirten Herren und die halberwachsenen Jungen vertheilt. Den Kosinsky hatte sich Fräulein Rosa, die sehr gern Tricotrollen spielte, nicht nehmen lassen; sie sprach die berühmte Erzählung in so reinem Deutsch, daß man glauben mußte, Kosinsky sei ein märkischer, aber nicht ein böhmischer Edelmann gewesen. Die Kinder stellten den hoffnungsvollen Nachwuchs der Beutelschneider und Mordbrenner dar, obgleich ein solcher vom Dichter nicht vorgeschrieben ist. Den Chor der Räuber selbst aber hatten, wie schon gesagt, einige junge Handwerksgesellen aus der Stadt übernommen; die Bande Moor's erschien in Folge dessen so stattlich und zahlreich, daß man

ihr ihre Großthaten schon glauben durfte und nicht in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt wurde, sie, wie das bei kleinen Bühnen oft der Fall, nur für ein Häuflein von prahlenden Buschkleppern und gemeinen Spitzbuben zu halten. Fügen wir noch hinzu, daß die Frau Directorin diesmal an der Kasse saß, so wird man zugestehen müssen, daß das Trauerspiel in allen Theilen trefflich besetzt war. Aber auch der Erfolg der Vorstellung war ein glänzender: Herr Urachowitz und Fräulein Miranda wurden so oft gerufen, daß Ersterer kaum Zeit zum Umkleiden übrig behielt; am Schlusse der Vorstellung erschien die ganze Gesellschaft inclusive der Frau Directorin, die diesmal nicht mitgespielt hatte, und selbst der Kinder und des Herrn Hercul, der in ** dreimal als Hund des Aubry mit größtem Beifall aufgetreten war. Der Director hielt noch eine oft schon an anderen Orten gesprochene Rede an den hohen Adel und an das verehrungswürdige Publicum, in welcher die Worte „hohe Ehre", „wärmster Dank", „unvergeßlich" u. s. w. mehr wie einmal vorkamen — dann fiel der Vorhang und trennte den gerührten hohen Adel und das schluchzende verehrungswürdige Publicum von den dankerfüllten und sich auf das Abendessen freuenden

Menschendarstellern; die verhängnißvolle Leinwand erhob sich in ** nur wieder, um zusammengerollt auf Herrn Purzlingers Thespiskarren gepackt zu werden und hier als Basis für die Bequemlichkeit und Wohlfahrt der zwar kleineren aber dafür auch schöneren Hälfte der Gesellschaft zu dienen.

Schon am zweiten Morgen nach der Vorstellung der Räuber bewegte sich der große Wagen mit den Damen und den Theater-Requisiten langsam auf der Heerstraße fort. Die Gesellschaft war sehr heiter und aufgeräumt, sie hatte ja zu ** Ruhm und Ehre geerndtet und die Gage regelmäßig erhalten. Selbst den beiden alten Pegasussen war in Folge der Ruhe und einiger Haferkörner, die sich hin und wieder in ihrer Heuration fanden, der Muth und einiges wenige Fleisch an den schlanken Hüften gewachsen.

Wie gewöhnlich rastete die Caravane des Mittags in einem Dorfgasthofe. Der Tisch ward gedeckt zu dem gemeinschaftlichen Mahle, das jedoch diesmal länger als sonst auf sich warten ließ, da die Wirthin auf so zahlreichen Besuch nicht vorbereitet war. In aller Eile mußte daher einigen Hühnern der Hals abgeschnitten werden, welche noch unter dem Wagen des Herrn Purzlinger um-

hergelaufen waren, als man vor der Schenke Halt gemacht hatte, und die nun nach der Durchgangs-periode des Kochtopfes in die Mägen der Söhne und Töchter Thaliens wandern sollten. Der Aufenthalt der Hühner in den Töpfen der Wirthin durfte im Interesse der Zähne und sonstigen Eßwerkzeuge der hungrigen Künstler nicht allzusehr abgekürzt werden. Die Damen benutzten daher die Zeit des Wartens zu einem kurzen Spaziergange durch das Dorf, während die Herren, müde vom zu Fuße gehen, sich in der Wirthsstube niederließen, ihre Pfeifen von Neuem stopften und das Bier des Wirthes einer gründlichen Prüfung unterwarfen.

Alsbald war ein Gespräch über das für Alles, was mit dem Theater zusammenhängt, unerschöpfliche Thema der theatralischen Kunst respective des Handwerks, im Gange. Herr Urachowitz erzählte von seinen Erfolgen, von seinen Erlebnissen in Berlin und Wien und den vertrauten Verhältnissen, in denen er dort mit Ludwig Devrient, mit Eßlair und anderen Künstlergrößen gestanden. Die reiche Phantasie des Characterspielers ergänzte und verschönerte zwar so Manches; man wußte das, aber dennoch hörte man ihm gern zu. Nur Biedermann

konnte nicht umhin, dem neben ihm sitzenden Paul zuzuflüstern:

„Der Kerl lügt, daß sich die Balken biegen möchten: die ganze Bekanntschaft mit Eßlair besteht darin, daß unser Bösewicht diesem mehrere Male den Korb mit der Garderobe ins Theater getragen hat, als er noch des einen Dieners Vice-Assistenten-Gehülfe bei der Burg war, und mit Ludwig Devrient kam er nur einmal zusammen, als der ihn für die Unverschämtheit, sich dem großen Manne als College vorzustellen, zur Thür hinaus warf.“

Herr Urachowitz hatte eben eine kleine Pause gemacht, welche der Director zu der Bemerkung benutzte:

„Wenn wir für die Saison in D... nur etwas recht Pikantes bringen könnten, ein neues Spectakelstück, einen berühmten Gast oder sonst einen guten Schwindel, denn das dortige Publicum ist gut und zahlt nicht schlecht, aber sie wollen auch was Apartes haben und sind etwas verwöhnt.“

„Dem Manne kann geholfen werden!“ rief plötzlich eine sehr hohe und sehr heisere Tenorstimme von einem anderen Tische herüber.

Erstaunt sahen sich die Schauspieler nach der, die Schiller'schen Worte recitirenden Stimme um.

Es gehörte dieselbe einem Reisenden an, der bis dahin unbemerkt oder unbeachtet von den übrigen Anwesenden vor einem Teller mit Brod, Butter und Käse und einem Glase Branntwein an einem Tisch im Hintergrunde des Zimmers gesessen hatte.

Der Fremde erhob sich. Er war von kleiner, schmächtige Statur; die etwas gebogene Nase, die kleinen schwarzen Augen, das schwarze krause Haar und die eigenthümliche Form seines Mundes bezeugten den alten und reinen Adel des Reisenden, dessen großer Urahn alle seine würdigen Nachkommen schließlich in seinen Schooß aufnimmt und ihnen als Ersatz für die Enthaltsamkeit vom Genusse des Fleisches des irdischen Borstenvieh's die Seligkeit gewährt, durch tausend und abertausend Jahre hindurch den vielgepriesenen Ahnfrauen Sarah, Rebekka, Lea und Rahel in die silbernen Gesichter zu sehen. Ebenfalls von beträchtlichem Alter und an eine nobele Abstammung erinnernd war das Reise-Costüm des Fremden. Der schwarze Frack und der dito Hut glänzten wohl schon bei der Väter Freudenfesten, wie Faust's gläserner Pokal; die ehemals gelb gewesenen Nanking-Inerpressibles waren gebleicht von früheren vielfältigen Bade-Curen, doch mußte ebenfalls wieder eine geraume

Zeit verstrichen sein, daß die Unaussprechlichen der Wirkung des Wassers ausgesetzt gewesen, denn als sich der Fremde ihrer bediente, war auch ihre Farbe eine unaussprechliche. Die Weste und die Wäsche des Herrn schienen ebenso wie ihr Besitzer der Meinung zu sein, daß das Wasser keine Balken habe.

„Ja ja, verehrter Herr," rief der Fremde auf Herrn Director Purzlinger zutretend, „ich wiederhole es: Ihnen kann geholfen werden! Ich habe, wie ich vermuthe, die Ehre einen verehrlichen Bühnenvorstand vor mir zu sehen — „auch ich bin ein Künstler!" kann ich mich vorstellend sagen: mein Name ist Salomon Schimmichen."

„Und Sie sagen, mir könnte geholfen werden? erklären Sie mir — Sie wollen doch nicht..." entgegnete Herr Purzlinger.

„Versteht sich, ich will..."

„Erlauben Sie mir..."

„Sie zweifeln? desto schlimmer für Sie," rief der seltsame Mensch, indem er plötzlich, immer noch stehend das rechte Bein in die Höhe hob und sich mit dem Fuß hinter dem Ohr kratzte.

Starr vor Erstaunen saßen die dramatischen Künstler des Herrn Purzlinger da, als sie diese bewundernswerth ausgeführte Pantomime sahen,

der Herr Director aber sprang auf, fiel dem Künstler um den Hals und rief:

„Freund, Sie sind der Mann, den ich brauchen kann — Arm in Arm mit Dir, so fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken!“

„Ich habe nur eine Rolle,“ sagte Herr Schimmichen, „aber die ist mehr werth, als das ganze Repertoir eines Schauspielers, und wenn dieser bereits seine goldene Hochzeit mit Madame Thalia gefeiert hätte; ich spiele nur den Jocco, den brasilianischen Affen; das unbedeutende Probestückchen meiner Kunst, das Sie so eben gesehen haben, wird Ihnen den Beweis geliefert haben, daß ich nicht ohne Talent für diese Glanzrolle bin.“

„Aber wie ist es möglich, daß ich von einem solchen Künstler, von Ihnen, schätzenswerther Freund, noch nie etwas gehört habe?“ fragte Herr Purzlinger.

„Weil ich bisher ein so großer Esel war, meine Kraft und meine Kunst an nichtswürdiges Gesindel zu vergeuden; weil ich nicht beim Theater war, sondern mit einer verworfenen Seiltänzerbande umherzog, die mir nur so nebenbei gestattete, meine Künste zu zeigen. Doch ich muß Ihnen meine ganze Lebensgeschichte erzählen“, fuhr Herr Schimmichen fort, einen Stuhl herbei rückend und

mit der größten Leichtigkeit über die Lehne desselben hinweg auf den Sitz springend: „erschrecken Sie nicht, sie ist kurz. Ich kam als Knabe zu dem Ballet der königlichen Oper in Berlin, lernte da etwas, machte viele dumme Streiche und lief endlich davon. Ich gerieth unter die Seiltänzer und Luftspringer, und ward bei ihnen meiner Gewandtheit und meines Mutterwitzes wegen als Hanswurst benutzt. Als ich noch königlich preußischer Ballet-Eleve war, hatte ich einmal das berühmte Ballet „Jocco" gesehen. Es hatte der brasilianische Affe auf mich einen so großen Eindruck gemacht, daß er das höchste Ziel meines Strebens wurde. Auch bei den Seiltänzern dachte ich fortwährend über diesen Character nach, übte mich in allen möglichen Affen-Capriolen, studirte in Menagerien die Bewegungen und Gebehrden dieser geistreichen Thiere, bis ich mich endlich als Jocco vor dem Publicum zeigen konnte. Ich kann wohl sagen, meine Leistungen fanden vielen Beifall, dennoch aber war der Hauptmann der Bande nicht dazu zu bringen, den Jocco als Pantomime zu geben, weil er dazu eine kleine Bühne hätte bauen lassen müssen. Ich hatte ein Buch zu dem Ballet mit derselben Handlung, wie ich sie als

Knabe in Berlin gesehen, geschrieben; wir hätten die Pantomime mit den Kräften der Seiltänzergesellschaft leicht aufführen können. Als ich sah, daß das Seiltänzerpack zu dumm war, um den Schatz, den es an mir hatte, zu verwerthen, und mich fortwährend nur dazu benutzte, die Pausen auszufüllen, sagte ich der Gesellschaft Lebewohl mit dem festen Vorsatz, einen gescheidten Theaterdirector aufzusuchen und ihm meinen Affen anzubieten. Ich sehe, daß ich nach einer Wanderschaft von fast acht Wochen einen solchen vortrefflichen Mann gefunden habe."

„Ihr Glaube an die Menschheit hat Sie nicht betrogen", rief der Director. „Aber nun sagen Sie mir, haben Sie auch die Garderobe zu der Rolle?"

„Versteht sich", erwiderte Schimmichen, ein ledernes Felleisen herbeiholend und dasselbe öffnend, „Sehen Sie hier mein Costum als Jocco!"

Er nahm aus dem Felleisen einen vollständigen Affenpelz von braunem wollenem Zeuge und hielt ihn ausgebreitet mit triumphirender Miene dem Director entgegen.

„Gut", sagte Herr Purzlinger, „nach Tische besprechen wir den Contract; ich betrachte Sie bereits als bei mir engagirt, vorläufig aber sind Sie für diesen Mittag mein Gast."

Herr Schimmichen ließ sich das nicht zweimal sagen, er nahm Platz an der Seite des Herrn Purzlinger und warf liebevolle Blicke hinüber zu den in einem dicken Reisbrei steckenden gekochten Hühnern, die eben aufgetragen wurden.

Als die Damen eintraten, ward er auch diesen als zukünftiges engagirtes Mitglied vorgestellt. Kaum aber hatte Fräulein Rosa den Namen des Affen-Darstellers vernommen, als sie ausrief:

„Sie heißen Schimmichen und sind aus Berlin? Jotte doch, da sind wir ja alte Collegen von's königliche Ballet. Kennst Du mir nicht mehr, kennst Du die kleine Rosalie Meyer nicht mehr? Weißt Du noch, wie wir einmal zusammen in der Aschenbrödel als Engel in die Luft fahren mußten und ich unterwegs durch die Dummheit des Maschinisten sitzen blieb?"

„Ist's möglich, Du bist's, Meyer, die fast ebenso viel Dummheiten machte, als ich, und einmal der Mamsel Tine die Zunge herausstreckte, als diese Dich einen dummen Balg nannte, weil Du sie fragtest, wie viel Pfund Watte sie zu einem Paar Waden brauche!"

„Na, daran denke ich — die hat mich eine Bremse gestochen, und dann hat mir der Ballet-

meister noch verarbeitet, daß ich es nicht vergesse! Aber Du warst der größte Taugenichts von uns Allen — so eine kleine Krabbe wie Du warst, wolltest Du uns Mädchen doch immer küssen!“

„Nun, das kann ich auch noch!“ rief Schimmichen und machte Anstalt, den Beweis seiner Behauptung thatsächlich zu liefern. Rosalie aber entschlüpfte ihm mit den Worten:

„Na, werde man nicht eklig, Herr College! ich bin jetzt eine große und anständige Person und nicht mehr die ungezogene Jöhre wie beim Ballet — überhaupt geht es bei uns sehr nobel zu, nicht wahr, Herr Director?“

„Allerdings“, nahm die Frau Directorin mit einer ernsten und würdevollen Miene das Wort, „unsere Damen und unsere Herren zeichnen sich vor vielen ihrer Collegen durch Tugend und Sittsamkeit aus.“

„Das Weitere verschweig' ich, sagt Figaro“, warf Herr Biedermann hin.

Die Herren lachten, die Damen dagegen warfen dem kühnen Sprecher zürnende Blicke zu und die Frau Directorin rief:

„Lassen Sie doch endlich einmal Ihre schlechten Witze, besonders aber verbitten wir uns dergleichen Bemerkungen!“

„Ja, ich dächte es auch, daß Sie mit Ihren schwachen Späßen zu Hause blieben, Sie alter Hanswurst!“ meinte Fräulein Rosa.

„Keusche Göttin im Silberglanze, thaue Segen auf diese Pflanze!“ sang Herr Biedermann Fräulein Rosa entgegen, mit der Hand auf Herrn Schimmichen deutend.

„Sie sind ein unausstehlicher Mensch!“ rief diese außer sich.

„Nun, so bin ich also von zwei Stimmen unseres schönen Geschlechts verdammt — was sagt die dritte Stimme, was sagt unsere junge Heldin und Liebhaberin, wird sie mich auch verurtheilen?“ sagte Biedermann.

„Ich sehe halt gar nicht ein, was unser Komiker verbrochen hat — ich wenigstens fühle mich durch seine Bemerkungen nicht getroffen“, erwiderte Fräulein Miranda unbefangen.

Die beiden Colleginnen wurden roth vor Aerger.

„Na, ich bin zufrieden, daß ich nicht allseitig verurtheilt bin, und nun zu etwas Anderem“, rief Biedermann, um das auf den Gesichtern der Frau Directorin und des Fräulein Rosa sich zusammenziehende Ungewitter zu beschwören, und zu Herrn Schimmichen gewendet fuhr er fort:

„Herr College und geliebter Bruder in Apoll, Sie müssen uns heute Abend, wenn wir ins Nachtquartier eingerückt sind, Ihr Programm zu dem Ballet mittheilen.“

„Mit dem größten Vergnügen“, entgegnete Herr Schimmichen, „Sie werden, meine Herrschaften, sich freuen und verwundern über den interessanten Stoff — und wie habe ich ihn bearbeitet... Director, Sie werden mit dem Jocco die brillantesten Geschäfte machen!“

„Gott gebe es!“ rief Herr Purzlinger.

Das Mittagsmahl war beendet. Man stand auf, die Männer nahmen ihre Tabakspfeifen wieder zur Hand, die Frauen und die Kinder suchten das Freie. Der Herr Director aber gab Herrn Schimmichen einen Wink und Beide gingen hinaus auf den Hof und hier ward der Contract des neuen Mitgliedes besprochen. Das Geschäft war in einigen Minuten abgemacht. Bald kehrten die Contrahenten zu der Gesellschaft zurück, die sich sofort wieder auf den Weg machte, denn noch heute wollte man den Ort erreichen, wo von Neuem die Talente der Purzlingerschen Gesellschaft glänzen sollten.

V.

In dem Hause des Pastors Holzhagen, wie nicht minder auf dem Schlosse des Barons von Eisenschmidt, hatte das plötzliche Verschwinden Pauls die größte Bestürzung verursacht.

Feierlich und noch ernster als gewöhnlich versammelte sich das ganze Haus des Pastors am Morgen nach der Flucht Pauls in dem großen Wohnzimmer. Der Pastor und seine Gattin hatten die strengsten Mienen angenommen, deren ihre Gesichter nur fähig waren, denn es sollte die über Paul verfügte Execution den Character eines feierlichen Strafactes erhalten, an dem sich alle übrigen Pensionäre ein Beispiel nehmen und die Folgen des Ungehorsams und der Gottlosigkeit erkennen sollten. Die Kinder kamen zitternd und in banger Erwartung die Treppe herab, besonders ward Elise von Angst gequält, welche noch vermehrt wurde, als sie im Vorhause bereits den Nachtwächter mit

einem Rohr in der Hand und einer feierlichen Amtsmiene im kupfrigen Gesicht stehen sah. Es stellte sich beim Anblick dieses Menschen das Bild des Strafactes in seiner ganzen Abscheulichkeit vor ihre junge empfindsame Seele, sie vermochte nicht weiter zu gehen, brach in Thränen aus und eilte zurück nach dem obern Stockwerk. Die anderen Kinder folgten ihr, und obgleich Karl, dem selbst — freilich aus einem anderen Grunde — die Zähne an einander klappten, sie zurückzuhalten suchte, so war doch die Flucht so allgemein, daß er selbst von Furcht ergriffen endlich dem Rückzuge folgte.

Die alte Magd stand oben an der Treppe und wollte die Kinder mit Scheltworten aufhalten, doch auch dieser gelang es nicht, sie zum Gehorsam zu bringen. Da erschien endlich der Pastor selbst, und seiner gefürchteten Autorität, seinen Drohungen beugten sich die seiner Fürsorge Anvertrauten und gingen in das Wohnzimmer hinab.

Mit wohlgefälligem, triumphirenden Lächeln nahm Gotthold den Auftrag entgegen, den Arrestanten aus der Bodenkammer herabzuholen. Eine tiefe unheimliche Stille herrschte im Wohnzimmer während der Zeit, daß der Sohn des Pastors das

Schergenamt verrichtete. Karl war todtenblaß geworden, sein Herz schlug hörbar; er wußte, was jetzt geschehen mußte, erst jetzt fühlte er die ganze Größe der Gefahr, der er sich selbst ausgesetzt hatte.

Da trat Gotthold eilig in das Zimer und berichtete stotternd und athemlos, daß der Arrestant verschwunden sei.

Der Pastor selbst eilte gefolgt von Gotthold hinauf, um sich von der Flucht Pauls zu überzeugen.

Ein tiefes Schweigen herrschte im Wohnzimmer, das nur von dem unterdrückten Schluchzen Elisens unterbrochen ward. Endlich vermochte diese das Peinliche der Lage nicht mehr zu ertragen. Sie stürzte der Mutter zu Füßen und gestand ihr, daß sie gestern Abend mit Karl noch bei Paul gewesen sei und diesem Essen gebracht habe, daß sie aber von der Flucht nichts wisse.

Dieses Geständniß gab aber schon einen genügenden Anknüpfungspunkt für die nun folgende strenge Untersuchung. Der Pastor hatte kaum vernommen, was seine Tochter während seiner kurzen Abwesenheit bekannt hatte, als er sofort Karl beschuldigte, bei Pauls Flucht behülflich gewesen zu sein.

Karl leugnete anfänglich und behauptete, in Elisens Beisein die Thüre zur Bodenkammer wieder verschlossen und ihr den Schlüssel zurückgegeben zu haben, was diese auch bestätigte; als Elise aber auch zugleich ihm von der Gottlosigkeit und Unwürdigkeit der Lüge sprach und ihn ermahnte, es nicht zu verschweigen, wenn er etwas von Pauls Entfernung wisse, da es ja vor Gott kein Unrecht sei, einem Freunde beizustehen, als sie ihn dabei mit ihren kindlich-frommen Augen anblickte, da rief er aus:

„Nein, ich will nicht lügen; Du hast Recht, Elise, es wäre das gottlos und unwürdig. Ich habe Paul fortgeholfen, ich habe ihm sogar den Rath gegeben, zu entfliehen, weil ich es nicht für Unrecht halte, sich einer ungerechten und entehrenden Strafe zu entziehen!“

„Ungerecht, wagst Du in Deiner Frechheit zu sagen!“ rief der Pastor.

„Ja“, entgegnete Karl mit Festigkeit, „es war Paul Unrecht geschehen, denn Gotthold ist ein boshafter, hartherziger, gottloser Mensch, ein Schleicher, dem es nichts schaden konnte, daß er einmal etwas für seine Schlechtigkeit erhielt.“

„Nein“ rief die Pastorin, „das ist zuviel, eine so unerhörte Frechheit...“

„Du hättest also wohl meinen braven Sohn ebenfalls mißhandelt, wenn Du an Pauls Stelle gewesen wärst?" fragte höhnisch der Pastor.

„Ich hätte ihn ebenfalls geschlagen, wie er es verdiente und weil man ja hier kein Recht erhält, wenn man es sich nicht selbst nimmt", antwortete Karl; „warum hat sich denn aber der große starke Junge nicht gewehrt gegen den kleineren Paul? weil er feig ist, wie ein Hase!" setzte er hinzu.

„Es ist genug", rief der Pastor, „ich sehe, daß Du noch gottvergessener bist, als Paul: Du wirst nun die Strafe empfangen, die diesem dictirt war, Du wirst Dich ihr nicht entziehen!"

„Was", schrie Karl außer sich, „Sie wollen mich schlagen lassen!"

Da warf sich Elise weinend den Aeltern zu Füßen und bat um Gnade für Karl. Man hörte nicht auf sie und sagte ihr nur, daß sie selbst noch eine Strafe für den Besuch in Pauls Gefängniß zu erwarten habe.

„Ich lasse mich nicht schlagen", rief Karl, „ich werde mich wehren, so lange als ich kann, ich will..."

„Ruhig", sagte der Pastor, „jetzt zum Gebet, dann zu der Execution!"

„Du aber“, fuhr er zu Karl gewendet fort, „bist unwerth des heiligen Gebets; Du gehst hinauf in das Schlafzimmer bis wir Dich rufen. Damit Du Dich aber nicht auch der Strafe entziehst, wie Dein lieber Freund Paul, soll der handfeste Nachtwächter bei Dir bleiben.“

Er ging zur Thür und ertheilte dem Nachtwächter die nöthigen Befehle. Karl mußte diesem trotz alles Sträubens in das obere Stockwerk folgen.

Die Morgenandacht nahm ihren Anfang; daß die Stimmung bei derselben eine keineswegs gesammelte und überhaupt nicht der Art war, wie sie sein muß, wenn eine solche Handlung wirklich eine heilige sein und nicht zum leeren Ceremoniell oder gar zum Spott werden soll, ist aus den Vorfällen vor derselben leicht abzunehmen. Als das Gebet beendet war und alle Anwesenden in banger Erwartung noch zusammen blieben, zog die Pastorin ihren Mann bei Seite und sprach leise und sehr eindringlich mit ihm.

Es war ihr eingefallen, daß das Nächste, was jetzt zu thun sei, wohl die Sendung eines Boten nach Oldenfeld sein dürfte, welcher die Nachricht von Pauls Flucht dahin bringen solle, daß man ferner diese der Behörde anzeigen müsse, damit

Maßregeln zur Wiedererlangung des Flüchtlings getroffen werden könnten. Die Karl zuerkannte Strafe zu vollziehen, sei es auch später noch Zeit.

Man würde der strengen Gewissenhaftigkeit und dem consequenten Character der Frau Pastorin Unrecht thun, wenn man glauben wollte, sie hätte diesen Aufschub der Bestrafung für Karl nur deshalb gewünscht, um dem Gatten Zeit zum Verrauchen des Zorns zu lassen und so die Möglichkeit einer Milderung des Straferkenntnisses für Karl herbeizuführen. Nein, ein solcher Gedanke kam nicht in die Seele der frommen Frau, die ihren mißhandelten Sohn nicht weniger liebte, als ihr Gatte, soweit als überhaupt Menschen dieser Art der Liebe fähig sind.

Der Pastor fand, daß seine Gattin Recht hatte. Er entließ die Kinder. Karl ward in die Bodenkammer gesperrt, der Nachtwächter aber in das Dorf geschickt, um die nöthigen Boten zu besorgen. Dann setzte sich der würdige Seelsorger an den Schreibtisch und setzte schriftliche Meldungen von Pauls Flucht für das Gericht wie für den Herrn von Eisenschmidt auf. —

Kaum war der nach Oldenfeld gesendete Bote dort angelangt, so hatte sich auch schon die Kunde

von Pauls Entweichung aus Braunsberg im Schlosse wie im Hofe verbreitet.

„Nun, dem armen Jungen mögen sie da drüben gut zugesetzt haben,“ meinte Christian zu Rose, der dicken Kuhmagd; „das kann ich mir schon denken; der Herr Pastor sah mir schon danach aus, als wenn er einen Menschen zu Tode quälen könnte!“

„Ach Gott, wo mag er nur hin gelaufen sein, der gute, hübsche junge Herr!“ seufzte Rose.

„Wenn sie ihn nur nicht erwischen,“ sagte Christian.

„Aber er wird Noth leiden und verhungern!“

„Der?“ fragte Christian, „nun um den ist mir nicht bange, der hilft sich schon durch, der hat Kopf und Herz auf dem rechten Flecke.“

Der gnädigen Herrschaft war die Sache keineswegs gleichgültig. Man war dem Flüchtling zwar nicht sehr gewogen, aber man fürchtete das Aufsehen, das der tolle Streich Pauls verursachen mußte, man fürchtete die Schande, die auf die Familie fallen würde, da der Verbrecher ja auch den Namen derer von Eisenschmidt trug.

Am meisten hatte bei dieser Gelegenheit der Herr Baron zu leiden, denn er mußte es mit anhören, daß seine Gattin und die lieben Schwieger-

ältern verschiedene Bemerkungen über Pauls bürgerliche Geburt fallen ließen, aus der sie den gottlosen Streich des Knaben erklärten, daß davon gesprochen wurde, wie man doch stets in unangenehme Conflicte gerathe, wenn man mit Leuten geringeren Standes sich einlasse.

„Mein Sohn," schloß die Baronin eine ziemlich heftige und erbitterte Rede, die sie ihrem Gemahl hielt, „mein Sohn hätte einen solchen schlechten Streich nicht begangen, dafür ist er mein Sohn!"

So phlegmatisch auch der Baron von Eisenschmidt war, so wurden ihm diese und ähnliche Reden doch endlich zu viel. Er raffte also einmal seinen ganzen Muth zusammen, stand von seinem Lieblingsplätzchen in der Ecke eines großen Sopha's auf und sprach davon, daß er die ewigen Sticheleien auf seine und seiner ersten Gattin bürgerliche Geburt satt habe und sich dergleichen ernstlich verbitte, ja er erlaubte sich sogar ein Wörtchen davon fallen zu lassen, daß ohne sein glückliches Eingreifen in das Leben seiner theueren Gattin diese wahrscheinlich jetzt in irgend einem adeligen Stift als altes Fräulein sitzen würde, während sie durch ihn, den Gatten, und sein Geld aus einem armen gnädigen Fräulein eine reiche gnädige Frau geworden und

ihre Aeltern ebenfalls ein ganz leidlich behagliches Leben erhalten hätten.

Aber wie übel bekam dieser oppositionelle Aufschwung dem armen Baron! Vor allen Dingen bekam die Frau Baronin Krämpfe und mußte auf ihr Zimmer gebracht werden, der Herr Schwiegerpapa aber ließ den kühnen Rebellen gegen die Suprematie der Ehegattin und deren Aeltern hart an und erklärte ihm, daß man mit einem so rohen unzarten Menschen keine Gemeinschaft mehr haben möge, daß man das Kind vor seinen Einfluß bewahren und ganz von ihm entfernen müsse, daß man das Schloß zwar nicht verlassen, wohl aber den Herrn desselben meiden und von heute an auf dem Zimmer der gnädigen Frau speisen würde.

Das Alles geschah auch. Der Baron sah sich gänzlich verlassen. Man wich ihm aus, wo er sich nur sehen ließ, man sprach kein Wort mit ihm, gab ihm auf keine seiner Fragen Antwort und ging sogar so weit, ihm sagen zu lassen, er solle zu den Stunden, wo die Frau Baronin im Garten ihre Promenade zu machen pflege, sich daselbst nicht sehen lassen. Selbst die Dienerschaft gehorchte ihm lässig und benahm sich sogar oft unverschämt gegen ihn.

Lange hielt er diesen Zustand der Verbannung nicht aus. Sein Muth war bald gänzlich wieder geschwunden; er legte sich aufs Bitten, schrieb zärtliche Briefe an die Gattin, streichelte den Mops Mylord, wo er dieses kleine, häßliche Ungeheuer nur habhaft werden konnte, und erwies den Schwiegerältern alle mögliche Aufmerksamkeiten und Artigkeiten. Endlich ließ man sich zu einer Amnestie herbei. Der Herr des Schlosses mußte feierlich geloben, sich zu bessern, er mußte in der allgemeinen Versammlung der Familie jedes Glied derselben speciell um Verzeihung bitten und vor Allem auch versprechen, seinen Sohn Paul, wenn derselbe wieder erlangt würde, nie wieder vor seine Augen zu lassen und ihn in die strenge Zucht des ehrwürdigen Pastors Holzhagen zurück zu geben. Was nach der Confirmation Pauls mit diesem werden würde, solle dem Ermessen der Stiefmutter und deren Aeltern anheimgestellt bleiben.

Erst als sich der reuige Sünder dem Allen unterworfen hatte, ward er wieder zu Gnaden an- und aufgenommen. Es war ihm allerdings die Erfüllung der seinen Sohn Paul betreffenden Bedingung schwer geworden, doch auch dieser fügte sich der schwache Mann, da er nicht im Stande

war, sich den lieben Hausfrieden durch andere Mittel zu sichern. —

Die viele ungewohnte Beschäftigung, die Pauls Flucht dem Pastor Holzhagen verursachte, hatte ein Verschieben der über Karl verhängten Strafe auf den Nachmittag nothwendig gemacht. Es war das ein Glück für diesen, denn eben als man sich zum feierlichen Tischgebet anschickte, fuhr ein Wagen vor und heraus stieg der Registrator Freistein, der Vater Karl's.

Der Herr Pastor gerieth bei dem Anblicke dieses Mannes in die peinlichste Verlegenheit. Er sagte ihm, als Herr Freistein nach seinem Sohne fragte, daß er sich zu seinem größten Bedauern genöthigt gesehen hätte, Karl wegen eines schweren Vergehens zu bestrafen. Sofort ward Karl seiner Haft entlassen. Kaum sah er seinen Vater, als er auf diesen zustürzte und ängstlich ausrief:

„Nimm mich mit, Papa, rette mich aus den Händen dieser Menschen — ich habe gefehlt, aber wenn ich Dir sage, wie sich Alles verhält..."

„Was ist das, was soll ich davon denken?" fragte erstaunt, und den Pastor mit finsterem Blick messend der Registrator.

„Ihr Sohn ist ein böser, gottloser Mensch.."

„Nein, Vater, glaube das nicht...“

„Ruhig, mein Kind,“ sagte Herr Freistein, und zu dem Pastor gewendet fuhr er fort:

„Mein Karl ist nicht schlecht von Herzen, er ist immer ein gutes Kind gewesen; er kann wohl eine Ungezogenheit, einen leichtsinnigen Jugendstreich begangen haben, aber etwas Schlechtes und Gottloses gewiß nicht.“

„O die blinde Aelternliebe, die nicht sehen will...“ rief der Pastor die Augen verdrehend.

„Herr Pastor,“ unterbrach ihn Freistein, „ich habe jetzt allen Grund, meinem Sohn mehr zu glauben, als Ihnen...“

„Wie, Herr Registrator,“ erwiderte Holzhagen gereizt, „Sie sagen mir das so ungescheut! Hüten Sie sich...“

„Den Rath möchte ich Ihnen g.eben Doch von meinem Sohne nachher; jetzt habe ich etwas Wichtigeres mit Ihnen zu sprechen.“

„Und das wäre?“

„Nicht hier, hier ist der Ort nicht. Führen Sie mich auf Ihr Zimmer, ich muß ganz allein mit Ihnen sprechen.“

„Was ich thue, kann alle Welt wissen,“ meinte

der Pastor mit Salbung; „reden Sie, was haben Sie mir zu sagen."

„Ich muß doch auf einer geheimen Unterredung bestehen — Sie selbst werden mir es danken."

„Nun, so sei es, weil Sie es durchaus wünschen!"

Er ging mit dem Registrator Freistein nach seinem Arbeitszimmer. Die Unterredung der beiden Männer dauerte ziemlich lange.

Endlich kamen sie in das Wohnzimmer zurück.

Das Gesicht des Pastors war noch bleicher geworden, als es gewöhnlich war, sein Ton war nicht mehr so stolz und selbstbewußt, wie früher, er war äußerst geschmeidig und höflich gegen Freistein, dieser dagegen erschien in seinem ganzen Benehmen gegen den Pastor kalt und streng.

Man hatte für den Gast noch ein Couvert aufgelegt und forderte diesen auf an der gedeckten Tafel Platz zu nehmen.

„Ich danke Ihnen," erwiderte Freistein kurz, „ich werde mit Karl im Gasthofe essen."

Sich zu seinem Sohne wendend fuhr er fort: „Packe Deine Sachen zusammen, Karl, Du gehst mit mir. Ich werde Dein Gepäck dann von dem Kutscher abholen lassen."

„Aber Herr Registrator, warum wollen Sie

nicht unser Gast sein?" fragte bestürzt die Pastorin.

„Ich habe Eile und kann mich nicht lange bei Tische aufhalten," erwiderte Freistein ausweichend.

„Und Karl wollen Sie ganz von uns wegnehmen?"

„Allerdings; er wird von nun an unter meiner Aufsicht leben und die Schule in der Stadt besuchen."

„Aber, Holzhagen, erkläre mir..." wendete die Pastorin sich an ihren Gatten, der still und wie von einer großen Angst befallen dastand.

„Der Herr Registrator wünscht es — er ist der Vater Karls..."

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, was ich mit Karl zu thun gedenke — die Gründe anzugeben, das mögen Sie mir ersparen. Ihr Herr Gemahl wird sie Ihnen mittheilen," sagte er kalt zu der Pastorin.

Unterdessen war Karl mit dem Einpacken seiner Sachen fertig geworden. Noch einmal drückte er seinen bisherigen Mitschülern die Hände, vor Allen aber Elisen, die mit Thränen in den Augen Abschied von ihm nahm. Auch Gotthold hielt er die Hand hin, doch dieser wendete sich ab.

„Laß ihn," sagte der Registrator, „man muß seine Liebe nicht wegwerfen. Leben Sie wohl," wendete er sich dann zu dem Pastor und seiner Gattin, „und," fügte er leise zu Ersterem hinzu, „es bleibt bei unserer Verabredung!"

Er nahm Karl bei der Hand und verließ mit ihm das Haus, in das er noch zu rechter Zeit gekommen war, um den Sohn vor einer grausamen und entehrenden Strafe zu bewahren.

VI.

Bei dem kalten und unerwarteten Abschiede, welchen der Registrator Freistein und dessen Sohn von dem Pastor Holzhagen und seiner Familie nahmen, war der geistliche Herr in einer höchst gedrückten Stimmung gewesen; ganz gegen seine Gewohnheit hatte er sich von einem Anderen kalt, um nicht zu sagen wegwerfend behandeln lassen; er hatte Karl entlassen, ohne diesem noch eine salbungsvolle Rede mit auf den Weg zu geben, wie er das sonst stets bei dem Abgange eines Schülers that. Das Alles mußte der Frau Pastorin auffallen. Als der Registrator sich entfernt hatte, trat sie daher zu ihrem Gatten heran und fragte entschieden und kurz, wie ihre Redeweise war:

„Was hat Freistein mit Dir besprochen, was führte diesen Mann hierher?“

Der Pastor sah wohl ein, daß er hier keine ausweichende und unbestimmte Antwort geben durfte;

er raffte deshalb seine ganze Kraft zusammen und sprach mit äußerer Ruhe und fast in einem gleichgültigen Tone:

„Ich will Dir das auf meinem Zimmer unter vier Augen nach der Mahlzeit mittheilen — ich kann über solche Dinge nur mit Dir allein und nicht im Beisein der Kinder sprechen.“

Die Frau Pastorin gab sich damit zufrieden; der Herr Pastor gewann aber dadurch Zeit, seine volle Fassung wieder zu erlangen und zu überlegen, was er seiner Gattin überhaupt sagen sollte, denn die Wahrheit ihr mitzutheilen, war bei der Beschaffenheit des Inhalts jener Unterredung mit Freistein eine Unmöglichkeit.

Auf welchen Ausweg die erfindungsreiche Phantasie des Pastors verfallen, was er seiner Frau gesagt, ist tiefes Geheimniß geblieben, jedenfalls aber war die Lüge sehr geschickt, hatte er dabei seine große Fertigkeit in der Kunst der Verstellung glänzend bewährt, denn die Pastorin war wohl besorgt und nachdenkend geworden, keineswegs aber zeigte sich in ihren Worten und in ihrem Benehmen die leiseste Spur von einem Zweifel an der Wahrhaftigkeit des ihr vom Gatten Mitgetheilten.

Dem Registrator Freistein war durch einen Zu-

fall das Schicksal des Pastors und seiner Familie in die Hand gegeben worden. Weit davon entfernt, die Macht, die er dadurch über den geistlichen Herrn erhielt, zu dessen Nachtheil zu gebrauchen, dankte er vielmehr dem Himmel, daß gerade ihm, und ihm ganz allein, die Kunde von einem Geheimniß aus dem frühern Leben des Pastors ward. Er war dadurch in den Stand gesetzt, ein drohendes Ungewitter von dessen Haupte abzuwenden; er war dazu entschlossen und führte auch diesen seinem Herzen Ehre machenden Vorsatz selbst in dem Augenblicke aus, wo er erfahren mußte, daß sein eigener Sohn der ungerechtesten Behandlung in dem Hause des Pastors ausgesetzt gewesen war.

Freistein pflegte an Sommerabenden nach Schluß seines Bureau's ganz allein Spaziergänge in die reizende Umgebung seines Wohnorts zu machen. Erst in den späteren Abendstunden suchte er den Kreis seiner Freunde auf, die sich allabendlich im Casino des Städtchens versammelten.

An dem zweiten Abend vor der Flucht Pauls aus Braunsberg nahm Herr Freistein auf einem einsamen Spaziergang seinen Weg durch eines der größeren Waldstücke, welche die Anhöhen in der Nähe des Städtchens schmücken. Er hatte sich an

einer der dichtesten Stellen des Waldes auf einen abgehauenen Baumstamm gesetzt und war eben in Betrachtung mehrerer schwarzer Käfer verloren, welche mit großer Geschäftigkeit zu seinen Füßen auf dem Wege umherliefen und ihr Nachtquartier zu suchen schienen.

Plötzlich hörte er von einer sanften weiblichen Stimme, die im bescheidensten Tone ausgesprochene Frage, wie weit es noch nach Braunsberg sei?

Der Registrator blickte auf und sah eine weibliche Gestalt vor sich, begleitet von einem etwa vierzehnjährigen Knaben, der ein nicht allzugroßes Bündel an einen Stock gehängt auf dem Rücken trug.

Die Frau war ärmlich gekleidet. Ein einfaches ausgewaschenes Kattunkleid sah unter einem abgetragenen Umschlagtuch hervor, ein alter dem Anschein nach mehrere Jahre hintereinander benutzter Strohhut, auf dem sich einige Schleifen von verschossenem seidenem Band befanden, bedeckte ihren Kopf. Ebenso dürftig war der Knabe bekleidet, dessen große dunkele Augen treuherzig auf Herrn Freistein ruhten.

Der Angeredete war überrascht von dem Eindruck, den diese Frau trotz ihrer ärmlichen Kleidung auf ihn machte. Das war nicht ein Weib aus

niederem Stande, nicht eine Bettlerin. Dieses Gesicht, auf dem tiefer Gram frühzeitig die Rosen der Jugend gebleicht haben mußte, war trotzdem immer noch schön zu nennen. Die feinen Züge desselben hatten einen gewinnenden Ausdruck, in den großen dunkelen Augen spiegelten sich Geist und ein tief innerliches seelisches Leben wieder.

„Von hier aus sind es noch drei Meilen bis Braunsberg, liebe Frau," berichtete der Registrator die Fragende. „Ist das Dorf das Ziel Ihrer Reise, oder wollen Sie von da aus noch weiter?"

„Allerdings ist Braunsberg das Ziel meiner langen Wanderung," erwiderte die Frau; „dort bleiben kann ich aber nicht... ich will nur Jemanden aufsuchen, der in Braunsberg leben soll."

„Und darf ich, ohne zudringlich zu erscheinen, fragen, wer das ist, den Sie aufsuchen wollen?"

Die Fremde sah Herrn Freistein mit einem eigenthümlichen Blick an und erwiderte:

„Sie fürchten einer Bettlerin gegenüber zudringlich zu werden, die als eine Ausgestoßene froh sein muß, wenn ihr auf eine Anfrage überhaupt Antwort und nicht Hohn und Spott wird?"

„Ich weiß nicht, Madame, was mich bei Ihrem Anblick so ergreift," sagte der Registrator betroffen

von dieser Frage; „Sie sind nicht, was Sie scheinen — vertrauen Sie sich mir an, vielleicht kann ich Ihnen in etwas helfen, jedenfalls aber Ihnen mit Rath und Trost beistehen. Ich kenne in Braunsberg einen würdigen Mann, den dortigen Pastor..“

„Wie, den Pastor!“ unterbrach ihn die Fremde; „o Gott, ich bin so unglücklich, so elend..!“

Sie wankte und ließ sich von den gewaltsam auf sie einstürmenden Gefühlen erschüttert auf den Baumstamm nieder.

„Fassen Sie sich, liebe Frau, seien Sie aufrichtig gegen mich,“ rief Herr Freistein überrascht; kennen Sie den Pastor Holzhagen?“

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ erwiderte die Frau gefaßter sich aufrichtend und ihre Thränen trocknend, „verzeihen Sie, daß ich Sie belästige.. der Schmerz übermannte mich... ich will meinen Weg fortsetzen; ich danke Ihnen für die Auskunft und ihre Theilnahme gegen eine Unbekannte: der Gott der Barmherzigkeit wird mich und meinen Sohn nicht verlassen!“

„Nein, bleiben Sie, ich lasse Sie nicht fort — folgen Sie mir in die Stadt, vielleicht kann ich Ihnen doch noch etwas helfen, da Sie ein Anlie-

gen an den Pastor, der mein Freund ist, zu haben scheinen."

„Er ist Ihr Freund? dann lassen Sie mich ziehen — dann können und werden Sie mir nicht helfen!"

„Erklären Sie mir, ich bitte, was suchen Sie bei ihm?"

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen es sagen darf und wie ich es sagen, wo ich anfangen soll..."

„Kommen Sie mit mir," sprach Herr Freistein in wohlwollendem Tone, „ich führe Sie in ein Gasthaus, dort ruhen Sie sich aus von Ihrer Reise, und dann vertrauen Sie sich mir — hier ist allerdings der Ort nicht dazu. Ich will voraufgehen; es würde auffallen, wenn wir zusammen durch die Stadt gingen. Fragen Sie in der Stadt den ersten Besten nach dem rothen Löwen, sagen Sie dort, Sie hätten mit mir zu sprechen — ich werde zu Ihnen kommen, so wie Sie mich rufen lassen."

„Aber darf ich, die Sie gar nicht kennen, von der Sie noch gar nicht wissen, ob sie dessen würdig ist, darf ich Ihre Güte annehmen?"

„Sie nicht würdig? mit diesen Augen, mit diesem ganzen Wesen dessen nicht würdig, was jeder

Mensch seinem Nächsten schuldig ist? Gehen Sie hin in den Gasthof, den ich Ihnen nannte — ich rechne darauf, daß ich Sie noch heute Abend wiedersehen werde."

Er ging raschen Schritts nach der Stadt zurück, die Frau folgte ihm langsamer mit dem Knaben nach.

Als sie in den Gasthof zum rothen Löwen ankam, ward sie anfänglich mit mißtrauischen Blicken betrachtet. Sie nahm in der Gaststube Platz und bestellte für sich und den Knaben ein einfaches Abendbrod. Dann bat sie, man möge nach dem Herr Registrator Freistein schicken.

Als dieser in das Zimmer trat und die Fremde erblickte, rief er wie freudig überrascht aus:

„Was sehe ich, Sie sind es? nun seien Sie mir herzlich willkommen, ich habe Sie längst schon erwartet!"

Er reichte der Frau und dem Knaben die Hand und rief dann dem Wirthe zu:

„Herr Burger, geben Sie dieser Dame ein Zimmer; sie wird einige Tage bei Ihnen wohnen, da sie mit mir Geschäfte hat."

„Sehr wohl, Herr Registrator," erwiderte der gegen die Fremde plötzlich sehr höflich werdende

dicke Gastwirth; „bitte die Herrschaften, sich hinauf zu bemühen.“

Herr Freistein ging mit der Fremden in das dieser angewiesene Gemach. Man nahm Platz und als sich der Kellnerbursche entfernt hatte, begann der Registrator in freundlichem Tone:

„Nun reden Sie offen und frei zu mir, theilen Sie mir Alles mit, was Sie auf dem Herzen haben, und wenn es das Schlimmste wäre — sehen Sie in mir einen Mann, der sein Herz keinem Unglücklichen verschließt, betrachten Sie mich als einen aufrichtigen, theilnehmenden Freund!“

Ein Blick des heißesten Dankes war Alles, was die Fremde, die sich Madame Burkhardt nannte, auf diese herzliche Anrede zu erwidern vermochte.

Der Knabe hatte unterdessen auf dem Sopha, das sich in der Stube befand, Platz genommen und bald war er ermüdet von der Wanderung in den tiefen gesunden Schlaf der Jugend gefallen.

Madame Burkhardt begann ihre Mittheilungen.

„Meine Heimath ist Berlin, wo mein Vater, wenn auch nicht in glänzenden, aber doch sehr anständigen Verhältnissen lebte. Er war Officier gewesen. Ein kleines Vermögen und die Pension, die ihm der Staat für geleistete Dienste gewährte,

sicherten ihm mit seiner Familie einen standesgemäßen Unterhalt. Er that Alles, was er nur vermochte, seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben, denn er liebte uns, wir waren sein Stolz, seine Freude.

„Die Mutter war schon gestorben, als wir drei Geschwister noch klein waren. Der Vater war mit seinem Regimente damals in der Campagne. Eine bereits ältliche unverheirathete Schwester der Mutter nahm sich unserer an bis zur Rückkehr des Vaters.

„Mein älterer Bruder ward ebenfalls Militair — er fiel in der Schlacht bei Waterloo. O wenn Eduard noch lebte, würde ich nicht im Elend und Kummer, als Bettlerin durch das Land ziehen! Er war ein vortrefflicher junger Mann, der den Vater und seine Geschwister liebte, wie nur ein Mensch zu lieben vermag.

„Mein jüngerer Bruder studirte die Rechtswissenschaft. Er hatte einen Freund, einen jungen Theologen, den er in unsern häuslichen Zirkel einführte. Es was das ein hochgebildeter junger Mann von feinen Sitten und nicht unangenehmem Aeußeren. Bald fühlte ich, daß er mir nicht mehr gleichgültig war; auch er näherte sich mir. Ich

glaubte seinen Betheuerungen, ich liebte ihn mit der ganzen jugendlichen Schwärmerei eines reinen, tief fühlenden Herzens. Mein Vater mißbilligte die Bewerbungen des jungen Mannes nicht; wir konnten uns täglich sehen und sprechen — und das war mein Unglück!

„Was vermag ein Mann nicht Alles über ein Weib, das ihn liebt, welches Opfers ist nicht das Herz eines unerfahrenen, von heißer Liebesgluth ergriffenen Mädchens fähig — die festesten Grundsätze wanken, alle Rücksichten schwinden, wenn die verführerische Stimme des Geliebten zu uns spricht! Glauben Sie nicht, Herr Registrator, daß ich damit meinen Fehltritt entschuldigen oder beschönigen will — es bleibt derselbe immer eine schwere Sünde gegen Gott und die Meinigen — ist es aber wohl eine Heldenthat, wenn der Mann, der doch mehr Charakterfestigkeit und Klugheit hat, als ein schwaches Mädchen, ein solches zum Fall zu bringen sucht?“

„Unrecht, höchst unrecht ist es,“ entgegnete Herr Freistein, „wenn der Mann, der charakterfest sein soll und die Lebenserfahrung für sich hat, der Verlockung zur Sünde nicht widerstehen kann — doch wird Gott ein solches Vergehen nicht zu hoch

anrechnen, wenn es bei heißem Blute in tiefgefühlter und in der Natur des Menschen begründeter Liebe begangen ward, wenn der Mann, der die zarte Blume der Jungfräulichkeit geknickt hat, dieselbe sich an seinem treuen Herzen wieder aufrichten läßt — fluchwürdig ist eine solche That aber, wenn der Verführer das Weib, das ihm Alles geopfert, von sich stößt. In diesem Falle ist das Vergehen des Mannes ein Verbrechen, nicht weniger schlimm, als ein mit Bewußtsein begangener Mord, da der Verführer es weiß, wie grausam die Welt über das weniger schuldige Weib den Stab bricht und dadurch ihr ganzes Leben vergiftet, sie selbst zu einem verfehlten Dasein verurtheilt wird, während auf den wirklichen Missethäter Niemand einen Stein zu werfen wagt und seine bürgerliche Ehre nach wie vor ungeschädigt bleibt!"

Nach einer kurzen Pause fuhr die Fremde fort:

„Ich fühlte mich Mutter. Meine Angst war grenzenlos, denn ich kannte das strenge und starre Ehrgefühl des Vaters, ich wußte, daß sein Fluch mich treffen würde.

„O wie beseeligend muß das Gefühl einer Mutter sein, die frei und offen es sagen darf, daß sie ihren Gatten liebt, daß sie ganz ihm angehört,

wie glücklich muß eine solche Mutter sein, die ihr Kind rein und makellos der Welt übergiebt und die es nicht selbst mit dem Namen eines Bastard geschändet hat! Ich fühlte tief die Wonne, welche Gott über das Herz der Mutter ausschüttet — aber mehr noch den Jammer, der über mich und mein Kind hereinstürzen mußte.

„Verzweiflungsvoll rang ich in bangen schlaflosen Nächten unter tausend heißen Thränen die Hände — ich flehte Gott in der Angst des Todes um Rettung an — ich ward gepeinigt von den gräßlichsten Phantasiegebilden: ich sah den Zorn meines Vaters, ich hörte den Fluch, den er über mich aussprechen, ich fühlte die tiefe Verachtung, mit der meine Brüder auf mich blicken würden... und dann zitterte ich für ihn... er war verloren, sein ganzer Lebensplan war zerstört, alle seine Hoffnungen und Wünsche waren vereitelt, wenn seine Schuld an den Tag kommen würde, denn Sie wissen, daß ein solcher Fehltritt dem Theologen für immer den Eintritt in ein geistliches Amt verschließt.

„Mein Geliebter suchte mich zu trösten; er versprach mir, Alles aufzubieten, um eine, wenn auch vorläufig nur kleine Stellung zu gewinnen, ja er wollte noch eher mit meinem Vater sprechen,

diesem Alles offen entdecken und um seine Einwilligung zu unserer sofortigen Verheirathung bitten, damit vor der Welt kein Makel auf meiner und der Familie Ehre haften bliebe.

„Dennoch zögerte er, den Antrag bei dem Vater zu machen. Es verging ein Tag nach dem anderen, eine Woche nach der anderen, und es geschah nichts. Wenn ich ihn in meiner Angst bat, die Sache nicht länger aufzuschieben, meinte er, es habe sich noch keine passende Gelegenheit zu einer solchen Unterredung mit dem Vater gefunden, oder er habe Aussicht auf eine gesicherte Stellung, es werde sich das aber erst in einigen Tagen entscheiden. —

„Der Vater war allerdings zu jener Zeit nicht in der besten Stimmung. Mein Bruder Karl hatte bereits die Universität bezogen. Er war dem älteren Bruder in jeder Beziehung unähnlich. War dieser ein offener, ehrlicher Charakter, ein Mensch, der mit inniger Liebe an der Familie hing, dabei fleißig, von strengster Ordnungsliebe und Redlichkeit, so hatte Karl von Kindheit an sich mehr an andere, fremde Menschen, als an die Familie angeschlossen und war nie wählerisch mit seinem Umgange gewesen. Später zeigte sich bei ihm ein überwiegender Hang zu Zerstreuungen, der sich auf

der Universität bis zu einem wirklich wüsten Leben steigerte. Das Taschengeld, das ihm der Vater gab, reichte für seine Trinkgelage und sonstigen Streiche nicht aus; er machte Schulden, die der Vater schon mehrmals hatte bezahlen müssen. Da es stets beträchtliche Summen waren, mußte unser kleines Vermögen dadurch stark angegriffen werden. Es sollte dieses einst uns Geschwistern wenigstens in soweit einen Anhalt gewähren, um uns, und namentlich mich, vor drückendem Mangel zu bewahren.

„Ich kann Ihnen, mein Herr, das Gefühl nicht beschreiben, das beim Anblicke meines armen Vaters über mich kam. Er war tief gebeugt durch die Aufführung Karls — und ich, die Tochter, die er so sehr liebte, sollte seinem Alter noch so schweren Kummer bringen und noch mehr Schande über die Familie häufen, als mein Bruder Karl; denn es wird ja der einzige Fehltritt eines Mädchens höher angerechnet, als eine lange Folge von Lastern in dem Leben des Mannes! Wie sollte mein Vater, dem die Ehre als das höchste Gut galt, das Alles ertragen!

„In tödtlicher Angst waren mir bereits wieder einige Tage verflossen, denn mein Geliebter hatte

sich während derselben nicht in unserem Hause gezeigt. Ich wagte es nicht, Karl nach ihm zu fragen, der seit längerer Zeit schon mit seinem Freunde gespannt war. Es verging eine Woche — er kam nicht!

„Ich hatte Niemanden, dem ich mein Herz hätte ausschütten können. Der einzige Mensch, dem ich mich hätte mittheilen mögen, mein Bruder Eduard, stand bei seinem Regimente in Schlesien; meine Tante war vor Kurzem gestorben, dem Vater wagte ich nicht, etwas zu sagen, noch weniger Karl, von dem ich nur Rohheiten und Schmähungen zu erwarten gehabt hätte.

„Da endlich brachte eines Tages Karl die Nachricht, daß Leopold schon vor einer Woche abgereist sei und Niemand wisse, wohin.

„Mit einem Schrei des Schmerzes sank ich bewußtlos zusammen. Als ich wieder zu mir kam, war das Erste, was ich sah, das tief bekümmerte Antlitz meines ehrwürdigen Vaters. Mit gefalteten Händen saß der Greis an meinem Lager, in seinen Zügen sprach sich eine Weichheit aus, wie ich sie nie bei ihm gesehen hatte.

„Ich begann zu weinen und barg mein Gesicht mit beiden Händen; ich war eben im Begriff, ihm

Alles zu gestehen, als er mich unterbrach und in sanftem Tone zu mir sagte, indem er seinen Arm um meinen Hals schlang:

„Sei ruhig, meine liebe Therese, erspare Dir Dein Geständniß — ich weiß Alles, was Du mir sagen willst — ich zürne Dir nicht!“

„Alles?“ fragte ich.

„Ja, Alles. Der Arzt, den ich rufen ließ, als Du von dem schweren Schlage getroffen ohnmächtig in meine Arme gesunken, hat Deinen Zustand sofort erkannt. Sein Wort war ein Donnerschlag für mich — aber durfte, konnte ich Dir zürnen, die Du noch unglücklicher bist, als Dein alter Vater? Ein schändlicher Bube hat Dich hintergangen, hat mit Deinem Herzen ein grausames Spiel getrieben. O, daß ich den Elenden nicht züchtigen kann, ohne Deine, ohne meine Ehre der Welt preiszugeben! Aber Gott wird ihn für seine Schandthat strafen; ihm überlasse ich es, Dich und unsere Ehre an dem Nichtswürdigen zu rächen!“

„Nach Verlauf von zwei Wochen reiste mein Vater mit mir nach Sachsen ab, wo er für mich auf einem abgelegenen Dorfe bei braven Bauersleuten ein Asyl gefunden hatte. Kurz vor meiner Niederkunft besuchte uns dort mein Bruder Eduard.

Sein Regiment marschirte damals zum zweiten Male nach dem Rhein, denn Napoleon war aus seiner Verbannung auf Elba nach Frankreich zurückgekehrt; es galt, ihn von Neuem zu bekämpfen und die alte französische Herrscherfamilie auf den Thron ihrer Väter zu setzen, den sie ohne fremde Bayonette nicht mehr zu behaupten vermochte.

„Zum letzten Male schlossen wir den geliebten Bruder in die Arme. O, wie sanft und gut war er gegen mich, wie verstand er es, mich in meinem Unglück aufzurichten — nicht ein Blick verrieth einen Vorwurf gegen die Schwester, die so schwer gesündigt hatte! Seine letzten Worte enthielten noch Beruhigung und Trost für mich — sie werden mir unvergeßlich bleiben, wie er selbst.

„Lebe wohl, meine Therese," sprach er beim Abschied wie von Todesahnung ergriffen, „nimm den Segen eines Bruders, den Du vielleicht nie wieder siehst, für Dich und Dein Kind hin. Ich muß Dich in dem Augenblicke verlassen, wo Du des Trostes und der Liebe mehr als je bedarfst... Lebe wohl, meine theure Schwester, lebe wohl! Sei Du die Stütze unsers alten Vaters, sei Du der erwärmende Lichtstrahl in dem Winter seines Lebens: ich werde es wohl nicht mehr sein können

— und unser Bruder..! doch ich will in dieser ernsten Scheidestunde auch seiner nur in Liebe gedenken — vielleicht erleuchtet und erwärmt Gott sein Herz noch und giebt ihn uns wieder!"

„Mein Bruder bestieg sein Pferd und mit Thränen in den Augen uns zuwinkend sprengte er fort. Wir hatten ihn bis auf eine Anhöhe vor dem Dorfe begleitet.

„Lange standen wir da und sahen ihm nach. Oft blickte er sich um; ich winkte ihm mit dem Tuche — ehe er noch um die Waldecke ritt, die ihn uns auf immer verbergen sollte, sahen wir noch einen Augenblick lang sein weißes Tuch wehen — dann war er verschwunden.

„Auf den Arm meines Vaters gestützt ging ich zurück zu meinem stillen Asyl. Ich war sehr schwach und angegriffen; es war das mein letzter Ausgang vor der Geburt meines Sohnes. Mein Vater pflegte mich in der Krankheit mit aller der Sorgfalt, deren nur ein von Liebe durchglühtes Herz fähig ist.

„Nach der Taufe Eduards, welcher bei unseren braven Wirthsleuten in der Pflege blieb, kehrten wir nach Berlin zurück. Auch das war noch eine bittere Stunde, als ich mich von meinem Kinde trennen mußte...

„Wir lebten in Berlin von nun an noch stiller und zurückgezogener, als früher. Die Kräfte des Vaters nahmen von Tag zu Tage mehr ab. Ich wich nicht von seiner Seite — ich war ja das einzige Wesen, auf das er sich in seinem Alter noch stützen konnte. Karl bekümmerte sich wenig um den Vater, und wenn er ihn aufsuchte, geschah das nur, um Geld von ihm zu verlangen. Eduard schrieb einmal. Sein Brief war eine große Freude für uns — es war das letzte Lebenszeichen, das wir von dem Theuren empfingen. Wenige Wochen später erhielt der Vater von Eduards Oberst die Mittheilung, daß der edle und brave Sohn, mein theurer Bruder, bei Waterloo den Heldentod gefunden.

„Noch immer sehe ich im Geiste meinen Vater vor mir, wie er starr und in entsetzlicher Ruhe in seinem Lehnstuhl saß, mit trockenem wie verglastem Auge auf das unglückselige Papier in seiner Hand blickte. Ich knieete vor ihm in banger Besorgniß, den unendlichen Schmerz um den todten Bruder im Herzen, an dem ehrwürdigen, mit ehrenvollen Narben bedeckten, bleichem Gesicht des Vaters mit dem Blicke hangend. Endlich löste sich sein Schmerz. Seine Brust begann sich krampfhaft zu heben, eine Thräne rollte herab auf seinen grauen Bart — er

breitete seine Arme aus, beugte sich zu mir herab... wir lagen uns, keines Wortes mächtig, laut schluchzend in den Armen...

„Lange vermochte der Vater diesen entsetzlichen Schlag nicht zu überleben. Im nächsten Herbst schon begleitete ihn ein großer Theil der Berliner Garnison unter den Klängen einer feierlichen düsteren Musik und unter dem Schalle gedämpfter Trommeln auf seinem letzten Wege.

„Ich stand gestützt auf den Arm meines Bruders Karl an dem offenen Grabe — die Worte des Geistlichen erschütterten mein Herz; als aber der General von W., ein Waffenbruder und Zeltkamerad meines Vaters, in kurzer kräftiger Rede von des Verewigten Verdiensten um die heilige Sache des Königs und des Vaterlandes, von seinem edlem mildem Herzen, von seinen vortrefflichen Eigenschaften als Mensch sprach, als der Redner erwähnte, daß auch der Sohn des ehrwürdigen Kriegers in heißer Schlacht für das Vaterland geblutet und dem Vater vorausgegangen sei, als er, vielleicht nicht ganz ohne Beziehung, uns, die Kinder des Geschiedenen, ermahnte, für das ganze Leben das Beispiel des Vaters uns ein Leitstern sein zu lassen — da konnte ich den auf mich einstürmenden

Gefühlen nicht mehr widerstehen und mit dem Ausrufe: O Bruder, Bruder! sank ich halb bewußtlos an Karls Brust.

„Ich ward nach dem Wagen zurückgeführt, ich hörte noch die dreimalige Salve, welche die Kriegsgefährten dem Vater als letzten Abschiedsgruß über das Grab nachschickten... dann fühlte ich mich so ganz verlassen, so ganz allein auf dieser Erde — denn zu Karl vermochte ich kein Herz zu fassen... Gott verzeihe es mir, denn er ist mein Bruder, aber sein ganzes Wesen hatte für mich, selbst in diesem ernsten Augenblicke, etwas Abstoßendes und mich tief Verletzendes.

„Ich lebte zwei Jahre lang mit Karl zusammen, doch bekam ich ihn nur hin und wieder bei Tische und Vormittags, ehe er ausging, zu sehen. Und ich war froh, wenn ich ihn nicht sah. Den Schmerz über den Tod des Vaters und des Bruders hatte er schnell überwunden; sein lockeres Leben hatte durch diese Trauerfälle nur eine sehr kurze Unterbrechung erfahren. Fast jede Nacht kam er betrunken nach Hause — am Morgen war er verdrießlich und verlangte oft ungestüm Geld von mir. Ich gab ihm, was ich geben konnte, nur um Ruhe vor ihm zu haben.

„Unser bereits sehr geschmolzenes Vermögen verwaltete ein Freund des Vaters als Vormund. Die Zinsen des Capitals hätten bei einiger Einrichtung und Sparsamkeit immer noch für uns hingereicht, aber Karl brauchte weit mehr, als sein Antheil an den Zinsen ausmachte; er nöthigte mich, auch die meinigen ihm zum größeren Theil hinzugeben. Ich war dadurch gezwungen, mir noch etwas zu erwerben. Zum Glück bin ich etwas musikalisch und konnte daher Unterricht im Clavierspiel geben. Die Stunden, die mir dieser Erwerb und die Besorgung der Hauswirthschaft übrig ließen, benutzte ich dazu, für eine Modehandlung Stickereien zu fertigen. Bald kam es aber dahin, daß ich auch einen Theil dieses nicht leicht erworbenen Einkommens der Vergnügungssucht Karls opfern mußte. Ich arbeitete oft bis tief in die Nacht hinein, und dennoch litt ich zuweilen Mangel an dem Nothwendigsten. Wenn ich dem Bruder Vorstellungen machen wollte, wurde er heftig und roh — es gab selbst Scenen, die der Nachbarschaft auffallen mußten, so daß ich es nicht mehr wagen durfte, ihm ein Wort über sein liederliches Leben zu sagen.

„Als er aber einst gar einmal mehrere seiner Genossen des Nachts ins Haus mitbrachte und er

verlangte, ich sollte aufstehen und für diese Grog bereiten, widersetzte ich mich auf das Entschiedenste dieser frechen Zumuthung und schloß die Thür meines Schlafgemachs ab. Fluchend und scheltend zogen endlich die rüden Gesellen ab, indem sie einen heillosen Lärm im Hause verursachten.

„Karl ließ sich den ganzen Tag über nach diesem Vorfalle nicht sehen. Gegen elf Uhr des Abends hörte ich, wie er leise nach seiner Stube ging. Ich glaubte, daß er sein Unrecht eingesehen und hoffte, er werde am nächsten Morgen mich um Verzeihung bitten. Es war sein Geburtstag; ich wollte ihm mit recht versöhnlicher Freundlichkeit entgegen kommen. Ich stand deshalb früher als gewöhnlich auf, um Alles recht gut in Stand zu setzen; ich eilte selbst zu dem Bäcker und holte einen Kuchen, um dem Bruder eine Freude zu bereiten.

„Als ich zurückkam und die Thür des Vorsaals öffnen wollte, hörte ich, wie dieselbe von innen leise aufgeschlossen wurde . . . Karl geleitete ein Frauenzimmer heraus.

„Das war zu viel. Kaum meiner Sinne mächtig, stützte ich mich auf das Geländer der Treppe, als die Person an mir vorüberging. Dann

schlich ich wie mit gebrochenen Gliedern nach dem Wohnzimmer.

„Karl war bereits dort. Ich setzte mich auf das Sopha und weinte.

„Na, was soll denn das wieder heißen?" rief er im barschen Tone.

„Karl," erwiderte ich, „Du kannst noch fragen! Nimmst Du denn gar keine Rücksicht mehr!"

„Was willst Du? verschone mich mit Deinen Moralpredigten, was ist denn das weiter!"

„Was das ist, fragst Du noch? Ist das nichts, daß Du gestern fremde Männer und diese Nacht gar ein Frauenzimmer mit ins Haus bringst? Wenn Dir Deine Ehre nichts gilt, so solltest Du doch die Deiner Schwester schonen!"

„Ha ha ha," lachte er höhnisch, „Deine Ehre!"

„Bruder!" rief ich aufspringend außer mir.

„Von der haben wir ja einen schreienden Beweis!"

„Ich sank in Verzweiflung nieder. Endlich aber faßte ich mich. Ich sprang auf, ergriff Hut und Shawl und eilte nach der Thür. Er vertrat mir den Weg, ich aber stieß ihn bei Seite und eilte fort zu dem Vormund. Es war dieser erstaunt über meinen frühen Besuch und erschrocken über mein verstörtes Ansehen. „Ich erzählte ihm Alles.

Sein Rath war, ich sollte sofort Karl verlassen und ein Quartier für mich allein miethen.

„Er ging mit mir nach der Wohnung zurück. Es war dieselbe verschlossen. Ich hatte in der Eile den Schlüssel vergessen. Der Vormund ließ die Thür durch einen schnell herbeigerufenen Schlosser öffnen. Karl war fortgegangen.

„Ein Logis für mich in einem entfernteren Stadttheile war bald gefunden; noch an demselben Tage zog ich aus und nahm die Hälfte der Möbeln mit.

„Von jetzt an lebte ich ruhiger. Karl hatte zwar bald meine neue Wohnung auskundschaftet und kam um Verzeihung bittend zu mir. Er versuchte mich zu überreden, wieder zu ihm zu ziehen, aber ich blieb kalt und standhaft gegen ihn. Die grobe mir angethane Beleidigung hatte den letzten Rest von Zuneigung zu ihm aus meinem Herzen gerissen: ich vergab ihm, ich zürnte ihm nicht mehr, aber ich konnte ihn auch nicht mehr lieben — ich konnte ihn nicht mehr als Bruder anerkennen.

„Mein Leben gestaltete sich sorgenfreier, und da ich mich nun so sehr allein fühlte, entschloß ich mich, mein Kind zu mir zu nehmen. Ich reiste nach Sachsen, um Eduard zu holen.

„Ach, welche Seligkeit war das, als ich das blühende Kind wieder an mein Herz drücken durfte, um mich nicht wieder von ihm zu trennen. Die braven Bauersleute hatten Eduard wie ihr eigenes Kind gehalten, sie hatten ihn lieb gewonnen und gaben den Kleinen nicht gern her. Er war damals drei Jahre alt. Wie hübsch war er geworden, ich konnte mich nicht satt sehen an ihm, ich konnte nicht aufhören, sein liebes Gesichtchen mit Küssen zu bedecken.

„Es waren zwei Jahre seit meiner Trennung vom Bruder vergangen. Ich hatte während dem das Alter der Volljährigkeit erreicht und erhielt den Rest meines Vermögens zu selbstständiger Verwaltung. Von Karl hörte ich selten etwas und wenn ich etwas von ihm erfuhr, so war es gewiß nichts Gutes.

„Meine einzige Freude war das Kind, dem ich die abendliche Dämmerstunde ganz widmete, wo ich es auf dem Schooße hielt und es so recht herzinnig an mich drückte. Nachdem ich mir diese meine einzige Erholung gegönnt und den Kleinen in sein Bettchen gebracht hatte, ging ich wieder an meine Arbeit und saß oft noch bis tief in die Nacht bei derselben.

„An einem Abende — es war der des Todestages des Vaters und ich hatte dessen Bild, das neben dem der Mutter und des verstorbenen Bruders an der Wand hing, mit Immergrün bekränzt — als ich mich wieder bei einbrechender Dämmerung mit meinem Sohne unterhielt und ihm von dem Großvater und dem auf dem Felde der Ehre gefallenen Oheim erzählte, klopfte es an meine Thür und Karl trat hastig herein. Es war noch nicht ganz dunkel geworden, so daß ich seine Züge noch erkennen konnte. Ich erschrak über das Verstörte in demselben.

„Bist Du allein?“ fragte er.

„Als ich das bejahte, ergriff er krampfhaft meine Hände und rief:

„Um Gottes Willen, Schwester, rette mich — ich bin verloren, wenn Du mir nicht beistehst!“

„Was ist geschehen, Bruder?“ fragte ich erschrocken, „wie soll ich Dir helfen, wie kann ich es?“

„Du kannst es und — Du mußt es, wenn Du unsern Namen vor Schande und Entehrung bewahren, wenn Du den meinigen nicht vielleicht morgen schon unter den Selbstmördern in der Zeitung lesen willst!“

„Unglücklicher, was hast Du begangen, daß

Du zu solchen verzweifelten und verbrecherischen Gedanken gekommen bist?"

„Höre mich ruhig an — Du sollst Alles wissen, Du mußt Alles wissen," antwortete er mir mit keuchender Stimme. „Ein Freund von mir, ein reicher junger Mann, wohnt dicht neben mir, so daß unsere Zimmer nur durch eine Wand getrennt sind, in der sich eine fortwährend verschlossene Thür befindet. Mein Nachbar verreiste vor etwa drei Wochen. Von Wechselschulden an nichtswürdige Wucherer gepeinigt und eine ziemlich bedeutende Spielschuld auf dem Halse, plagt mich der Teufel, eines Nachts die Verbindungsthür zu meines Nachbars Wohnung mit einem Dietrich leise zu öffnen. Ich wußte, daß mein Freund eine bedeutende Summe in Staatspapieren in einer Cassette liegen hatte. Ich schloß mit einem kleinen Schlüssel, der zufällig zu dem Schlosse paßte, auch diese Cassette auf — und nahm, was ich brauchte, aber nicht mehr, denn ich glaubte die Gewißheit zu haben, bis zu des Nachbars Rückkehr das entwendete Geld schaffen und dasselbe in ähnlichen Papieren zurückerstatten zu können. Alle Mühe, die ich mir gab, das Geld aufzutreiben, war vergeblich — keiner der wucherischen Schufte, die so

viel von mir gezogen hatten, wollten herausrücken. Ich habe gräßliche Tage verlebt, heute aber stieg meine Angst auf das Höchste, als mir die Wirthsleute sagten, daß mein Nachbar morgen Abend wieder eintreffen würde. Meine einzige und letzte Hoffnung bist Du, Schwester — ich weiß, Du hast preußische Staatspapiere und solche habe ich genommen... hilf mir, daß ich in dieser Nacht die Papiere wieder an ihren Ort legen kann!"

„Ich fragte ihn in meiner Bestürzung, wie hoch sich die entwendete Summe beliefe.

„Er antwortete: zweitausend Thaler.

„Zweitausend Thaler! rief ich aus; also zwei Drittheile meines Vermögens! Nein, nein — fuhr ich fort, als mein Blick auf Eduard fiel — nein, das kann ich nicht: das wäre ein Verbrechen an meinem Kinde, denn ihm, nur ihm gehört das Geld! Geh', Unglücklicher, geh' — Du forderst zu viel — ich kann mein Kind nicht dem Elend preisgeben!"

„Schwester," erwiderte Karl, „das fürchte nicht, dafür habe ich gesorgt. Ich bin noch minderjährig, habe noch Vermögen zu erwarten — in wenig Monaten ist die Zeit um — hier hast Du ein Document, durch das ich mich verpflichte, Dir diese

zweitausend Thaler nebst Zinsen in dem Augenblicke zurückzuzahlen, indem ich die Volljährigkeit erreicht und mein Erbtheil in Besitz genommen haben werde!"

Er zog ein Papier aus der Tasche.

„Nein, nein!" rief ich, „Gott verzeihe es mir, aber ich kann Dir die Zukunft meines Kindes nicht anvertrauen.

„Aber die Ehre unseres Namens — bin ich als Dieb gebrandmarkt, dann haftet die Schande auch auf Dir! O, bei dem Andenken unseres Vaters beschwöre ich Dich — heute ist es der Jahrestag seines Todes!

„O Vater, o Eduard," rief ich schmerzlich aus, „was würdet Ihr sagen, wenn Ihr Eueren ehrlichen Soldaten-Namen, der mit Ehre und Auszeichnung genannt wurde, mit Schande bedeckt sähet...! Zeige mir das Papier!" rief ich mit tonloser Stimme dem Bruder zu und ging zum Tisch, um Licht anzuzünden.

„Es war eine in aller Form ausgestellte Schuldverschreibung.

„Ich schwankte noch einmal — da fiel mein Blick auf die an der Wand hängenden Bilder des Vaters und meines Bruders Eduard: sie sahen

auf mich mit demselben ernsten und gütigen Blick, mit dem sie mir meine eigene Schuld, die Verunehrung ihres Namens durch mich, vergeben hatten.. ich eilte zu meinem Pult, öffnete das Kästchen, in dem die Documente meines Vermögens lagen — mit zitternder Hand zählte ich zweitausend Thaler ab und gab sie Karl...

„Es überlief mich ein eiskalter Schauer, als er das Geld einsteckte und ich auf die leere Stelle im Kästchen die Schuldverschreibung legte... es überkam mich eine Ahnung von noch Schlimmerem, was mir bevorstände.

„Ich arbeitete von nun an noch angestrengter und richtete mich noch mehr ein, um den Ausfall der Zinsen von dem verliehenen Capital einigermaßen zu decken, denn ich wußte im Voraus, daß ich vor der Volljährigkeit Karls von Zinsen nichts zu sehen bekommen würde.

„Aber," unterbrach sie hier Herr Freistein, „wie konnten Sie der mehr als unwahrscheinlichen Erzählung Ihres Bruders glauben, da Sie ihn doch nur zu gut kannten!"

„Bedenken Sie," erwiderte Madame Burkhardt, „daß ich ein unerfahrenes Frauenzimmer war, das zu betrügen keiner großen Kunst bedurfte, um so

weniger, wenn man es nach schlau angelegtem Plane gleichsam überrumpelt. Wohl fiel es mir bei ruhigerer Ueberlegung und nach Ueberwindung des ersten Schreckens später ein, daß es doch wohl undenkbar wäre, wie Jemand während einer Abwesenheit von mehreren Wochen eine größere Summe so wenig verwahrt und allen möglichen Zufälligkeiten, wie z. B. nur der Feuersgefahr, ausgesetzt lassen würden. Allein was hätten mir diese Zweifel an der Wahrheit von Karls Erzählung geholfen, wenn sie mir auch früher gekommen wären: einen schlimmen Streich hatte Karl doch gewiß begangen, und unser Name wäre vielleicht auf die schrecklichste Art entehrt worden, wenn ich ihm das Geld verweigert hätte.

„Bald erfuhr ich nur zu gut, daß die Schuldverschreibung werthlos war, daß sie vor Gericht nicht wäre anerkannt worden, selbst wenn ich hätte Schritte gegen Karl thun wollen, da das Papier von einem Unmündigen ausgestellt war.

„Als Karl nach einigen Monaten volljährig ward, stürzten sich frühere Creditoren, denen er dem meinigen ähnliche Documente gegeben hatte, wie Harpyen auf sein Vermögen.... mich wies er mit Hohn und rohen Beleidigungen ab, indem er mich

noch wegen meiner Leichtgläubigkeit und Dummheit verspottete.

„So war ich denn schamlos betrogen, und das von einem Bruder, den ich doch durch das schwere Opfer nicht gerettet habe, denn er kehrte nicht um auf der Bahn des Lasters! Als sein eigenes Erbtheil bis auf den letzten Pfennig vergeudet war, sank er vollständig und kam selbst im Aeußeren herab. Von der Universität ward er relegirt — jetzt treibt er sich in Berlin in großer Dürftigkeit umher. Sein Erwerb ist das Spiel, zu dem er in niedrigen Wirthshäusern das dort verkehrende Publicum verlockt. —

„Es verging eine längere Reihe von Jahren, während denen ich in stiller Zurückgezogenheit und nur von meiner Hände Arbeit mich und Eduard ernährend lebte, denn die Zinsen von meinen letzten tausend Thalern griff ich nicht an und schlug sie zu dem Capital, um für meinen Sohn einen Nothpfennig zu erhalten. In dieser Zeit starb mein ehemaliger Vormund und ihm folgten nach und nach alle Freunde meines Vaters, die diesen überlebt hatten. Ich kam dadurch aus aller Berührung mit unseren früheren Standesgenossen. Mein Leben gehörte nur dem Sohne und der Arbeit für diesen.

Dennoch war ich glücklich und zufrieden — die Zeit heilt auch die schwersten Wunden, wenn man für den Verlust einen Ersatz erhält, und einen solchen hatte ich in dem Sohne, der zu meiner Freude in blühender Fülle der Jugend heran wuchs.

„Ich glaubte das Schicksal versöhnt und ahnte nicht, welch entsetzlicher Schlag mich noch treffen sollte. Es war bestimmt, ich mußte Alles verlieren und mit meinem Sohne ganz dem Elend preis gegeben werden!

„Eines Nachts weckte mich der Schreckensruf „Feuer!" aus dem Schlafe. Es brannte in dem Hause, wo ich wohnte, und zwar in der Etage unter mir. Ich sprang aus dem Bett, warf die nothwendigsten Kleider über, nahm Eduard bei der Hand und eilte auf den Vorsaal der Treppe zu. Ein dichter Qualm und erstickende Hitze drangen mir entgegen — ich konnte nicht vorwärts und kehrte in Todesangst in das Zimmer zurück, wo ich das Fenster öffnete, um nach Hülfe zu rufen. Ich sah, wie die Flammen aus den Fenstern unter mir hervorbrachen. Ich schrie laut nach Rettung. Selbst durch den Lärm auf der Straße hörte man meine Stimme — ich sah noch, wie Leitern zusammengebunden und angelegt wurden, wie zwei

entschlossene starke Männer heraufkletterten; der eine faßte mich, der andere den Knaben. Ich fühlte wie der Mann mich mit Stricken an sich fest band — die Männer stiegen mit mir und Eduard zu dem Fenster hinaus auf die schwankende Leiter, doch da schwanden mir die Sinne..."

Nach einer Pause fuhr Madame Burkhardt fort:

„Ich erwachte aus meiner Bewußtlosigkeit auf einem Bett in einem kleinen Gemach liegend. Es war Tag geworden. Mein erster Gedanke war an Eduard. Ich richtete mich auf und sah den Knaben in einem gegenüber stehenden Bett ruhig schlummern. An meinem Lager saß eine alte Frau, die mir auf meine Frage, wo ich mich befände, die Antwort gab, daß ich bewußtlos in ihr Haus gebracht worden sei, daß sie mich gerne aufgenommen habe, so arm sie auch selbst sei.

„Sie redete mir zu, ruhig zu sein — aber wie konnte ich das, denn jetzt fiel mir ein, daß ich Alles verloren haben müsse, daß von meiner Habe nichts gerettet sein konnte!

„Ich fragte deshalb die Frau, doch diese gab mir ausweichende Antworten, gestand mir jedoch endlich auf dringendes Bitten, daß man nichts aus

dem oberen Stockwerk des abgebrannten Hauses habe retten können.

„Ich vermochte diesen schrecklichen Schicksalsstreich nicht zu ertragen; meine Gesundheit erlag demselben. Noch an demselben Tage zeigten sich die ersten Spuren eines hitzigen Fiebers. Man brachte mich in das Hospital; Eduard blieb bei den guten Leuten, die mich nach meiner Rettung aus der Feuersbrunst aufgenommen hatten.

„Nach sechs Wochen verließ ich das Krankenhaus — arm, hülflos, ohne Freund, ohne Beistand. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, die Familien, in denen ich früher Musikunterricht ertheilt hatte, anzusprechen — nicht einmal zu ihnen zu gehen wagte ich in meiner dürftigen Kleidung. Es war das vielleicht ein alberner Stolz, aber es giebt nichts Drückenderes, als von seines Gleichen oder höher Gestellten Almosen zu empfangen. Viel leichter erschien es mir, mir selbst durch Fleiß und Sparsamkeit aufzuhelfen.

„Die braven Leute, bei denen Eduard während meiner Krankheit geblieben war, verschafften mir ein Stübchen in dem Hause, wo sie selbst wohnten und einen kleinen Handel mit Victualien trieben. Sie liehen mir das Geld zu der geforderten vier-

teljährlichen Vorausbezahlung des Miethzinses. Ich ging nach dem Putzgeschäft, für das ich früher schon gearbeitet hatte, bat um weitere Beschäftigung und erhielt auch solche. Ich sagte den Leuten, daß die Arbeit, die ich für das Geschäft noch im Hause gehabt, als das Feuer ausgebrochen, mit zu Grunde gegangen sei und erbot mich, den Werth derselben nach einigen Wochen zu vergüten. Der Buchhalter des Geschäfts erwiderte mir, daß er bereits von dem Unglück, das mich betroffen, erfahren und deshalb den Betrag der Kleinigkeit gestrichen habe. Dagegen bot er mir einen kleinen Vorschuß an, welcher mir nach und nach von dem Arbeitslohn abgezogen werden könne. Ich nahm das so freundlich gemachte Erbieten an und wußte nicht Worte zu finden, dem Manne für diese Güte zu danken.

„Kümmerlich ernährte ich mich seit dieser Zeit durch meine Arbeit. Ich selbst hätte die Noth und Dürftigkeit gern und ruhig ertragen, aber die Zukunft Eduards machte mir die größte Sorge. Was hatte mein armer Sohn verschuldet, daß er das traurige Geschick seiner Mutter theilen mußte! War ich im Stande, dem geliebten Kinde eine anständige Erziehung zu geben, ihm Gelegenheit zur Erlangung

der Mittel zu verschaffen, durch welche er sich hätte eine Zukunft begründen können!

„Dergleichen Gedanken verbitterten mein Leben, sie kamen mir nicht mehr aus dem Sinn.

„Da sah ich einst zufällig in dem Fremdenblatte, das ich selten zu Gesicht bekam, den Namen meines früheren Bräutigams unter den angekommenen Reisenden. Ich hielt den Zufall, der mir das Blatt in die Hände spielte, für eine Fügung des Himmels, sah in ihm einen Wink, diese Gelegenheit zu benutzen, um meinem und seinem Kinde eine glückliche Zukunft anzubahnen.

„Ich überwand meinen Stolz, ich faßte den schweren Entschluß, Leopold aufzusuchen und es ihm an das Herz zu legen, für das Kind etwas zu thun. Nur die Mutterliebe war es, die mich diesen schweren Schritt thun ließ.

„Ich ging nach dem Hôtel, wo Leopold abgestiegen war. Ich fragte nach ihm — er war schon wieder abgereist.

„Traurig kehrte ich nach meiner Wohnung zurück, da auch diese Hoffnung gescheitert war.

„Ich hatte aber doch wenigstens bei dieser Gelegenheit erfahren, daß er im Stande sei, Barmherzigkeit an seinem Kinde zu üben, und wo er lebte.

„Nach einiger Ueberlegung entschloß ich mich, an ihn zu schreiben... mein Brief kam uneröffnet und mit der von seiner Hand geschriebenen Bemerkung auf der Adresse zurück: „Wird nicht angenommen!“

„Empört durch diese Nichtswürdigkeit und Härte, wollte auch ich keine Rücksicht mehr nehmen, da es das Wohl meines Kindes galt. Ich wollte ihn zwingen, das für das Kind zu thun, um was ich ihn in meinem Briefe demüthig gebeten hatte und zu dem er durch das Gebot Gottes verpflichtet ist. Die Mittel, den Ehrlosen zu seiner Pflicht zu nöthigen, giebt mir sein Stand — ich will ihm drohen mit einer Klage vor Gericht, die er mehr als jeder Andere zu scheuen hat. Meinen Brief hatte er ungelesen zurückgeschickt — so mußte ich ihm also selbst unter die Augen treten, um ihn an seine Verpflichtung zu mahnen. Deshalb raffte ich zusammen, was ich an baarem Gelde auftreiben konnte, und machte mich auf den Weg hierher. Nie wäre ich im Stande gewesen, dergleichen für mich selbst zu thun, aber für meinen Sohn vollbringe ich Alles, was nicht gegen Gottes Gebot ist!“

Mit größter Spannung und dem wärmsten Antheil war Herr Freistein der Erzählung der Frem-

den gefolgt. Ergriffen von dem traurigen Schicksale der Unglücklichen faßte er ihre Hand, nachdem sie geendet hatte, und fragte ruhig und fest:

„Und wer ist der Elende, der Sie so grausam um Ihr ganzes Lebensglück betrogen hat?"

„Wer er ist?" rief Madame Burkhardt sich hochaufrichtend und mit gerötheten Wangen, „Ihr Freund ist es, der Pastor Leopold Holzhagen in Braunsberg!"

Obgleich der Registrator schon während der Erzählung der Fremden bis zur Gewißheit über die Person des Frevlers gelangt war und er kaum noch eine andere Antwort erwarten durfte, so überraschte es ihn doch, als es mit dürren Worten ausgesprochen ward, daß der Freund, den er hoch verehrte, dem er die Erziehung seines einzigen, geliebten Kindes übergeben hatte, daß der in der ganzen Gegend in dem Rufe großer Gottesfurcht und Frömmigkeit stehende Pastor ein schlechter, herzloser Mensch sei. Er versuchte es immer noch im Stillen, Milderungsgründe für den Freund aufzubringen, er versuchte es, an der Wahrhaftigkeit der Erzählung der Fremden zu zweifeln oder wenigstens anzunehmen, daß diese als die Gekränkte vielleicht zu streng urtheile — aber konnte er noch zweifeln, wenn er dieser Frau

in das Gesicht sah, als diese ihm sogar den von Holzhagen uneröffnet zurückgeschickten Brief zeigte, auf dessen Adresse er des Pastors Handschrift erkannte, als er den Inhalt dieses Schreibens selbst las?

Nach einer längeren Pause ernsten Nachsinnens fragte er Madame Burkhardt:

„Und was gedenken Sie nun zu thun?"

„Zu ihm hinzugehen, ihm sein Unrecht vorzuhalten, das Kind ihm vorzuführen... und, wenn das nichts hilft, ihm mit Schande und Entehrung zu drohen, und, sollte er es zum Aeußersten kommen lassen, diese Drohung wahr zu machen!"

„Thun Sie das nicht, liebe Frau; es würde das ein öffentliches Aergerniß geben, Ihnen überdem gar nichts helfen, denn, ist er als Geistlicher einer solchen Schuld überwiesen, so muß er sein Amt verlassen, es sind ihm also dann auch die Mittel entzogen, etwas für Ihr Kind zu thun... nur Ihrer Rache wäre dann genug gethan, und es wird doch nicht der Zweck Ihrer Reise gewesen sein, nur ein solches Resultat zu erlangen! Dann bedenken Sie, daß Holzhagen verheirathet ist, daß er Kinder hat..."

„Er ist verheirathet, er hat Kinder, die er vielleicht liebt!" rief nachdenkend und resignirt die Fremde.

„Was würde seine Frau, die doch unschuldig an dem Vergehen des Mannes ist, was würde sie leiden, wenn sie erführe...! Wollen Sie mir es überlassen, Ihre Sache bei ihm zu führen?"

„O mein Herr, Sie wollten...! wie soll ich Ihnen meinen Dank ausdrücken! Ja, nehmen Sie sich meiner an, thun Sie, was sie für gut befinden! Könnte das Wohl meines Kindes wohl in besseren Händen sein, als in den Ihrigen, edeler Mann!"

„Nun wohl, so bleiben Sie ruhig hier und warten Sie gefaßt auf das, was geschehen und kommen wird. Ich sorge dafür, daß Ihnen nichts abgehen soll..."

„Aber wie darf ich, als eine Fremde, Ihnen ganz Unbekannte, das von Ihnen annehmen!" unterbrach ihn Madame Burkhardt.

„Sprechen wir nicht weiter über eine Sache, die sich von selbst versteht. In den nächsten Tagen, vielleicht schon übermorgen, fahre ich nach Braunsberg... ich glaube Ihnen schon jetzt eine gute Nachricht versprechen zu dürfen! Schlafen Sie wohl, ich besuche Sie morgen Mittag wieder."

Er ging, aufgeregt von den Ereignissen dieses Abends. Schmerzlich war es für ihn, in einem Manne, den er seiner Frömmigkeit wegen hochge-

achtet hatte, sich so sehr getäuscht zu haben, in ihm einen Heuchler, einen harten, herzlosen Menschen zu erkennen.

Ueber das, was er nun zu thun habe, war er bald mit sich im Reinen. Seinen Sohn konnte er mit gutem Gewissen nach den Mittheilungen, die ihm die Fremde über den eigentlichen und wahren Character des Pastors gemacht hatte, länger nicht in den Händen dieses Mannes lassen. Was Herrn Freistein später der Sohn über die Art und Weise der Erziehung im Hause des Pastors sagte, was er über den Grund vernahm, der Paul zu der Flucht aus dem Pfarrhause zu Braunsberg vermocht hatte, bestätigte nur, wie wohl er gethan, seinen Sohn dieser geistigen und körperlichen Pflege zu entziehen. Von alledem hatte Herr Freistein keine Ahnung gehabt, ebensowenig wie die Aeltern der anderen Kinder, denn alle Briefe, welche diese nach Hause schrieben, waren der strengsten Controle unterworfen, sie mußten durch die Hände des Pastors und der Pastorin gehen und daher immer vom Lobe der Glückseligkeit in dem Pfarrhause überfließen. Kam ja einmal eines der Kinder auf einige Tage nach Hause oder besuchte eines ihrer Aeltern das Pensionat, so waren die Kinder durch die Art der

Erziehung des Pastors so sehr eingeschüchtert und gedrückt, daß sie nicht zu klagen wagten — auch stand der Pastor in einem so hohen Ansehn und genoß ein so unbeschränktes Vertrauen, daß derlei Klagen wenig oder gar kein Gehör gefunden haben würden.

Noch an demselben Abend des Tages, an dem wir den Registrator Freistein im Pfarrhause zu Braunsberg ankommen sahen und an welchem er dann nach der geheimen Unterredung mit dem Pastor seinen Sohn Karl mit sich fort nahm, ging er nach dem Gasthof zum rothen Löwen.

Er fand Madame Burkhardt damit beschäftigt, Wäsche auszubessern. Als sie hörte, wie sich männliche Schritte ihrer Thür näherten, gab es ihr einen Stich in das Herz; sie fühlte, daß der Augenblick der Entscheidung gekommen sei. Todtenblässe überzog ihr Gesicht, sie stand auf. Es klopfte an ihre Thür. Kaum vermochte sie ein leises „Herein" zu stammeln; sie wollte dem eintretenden Herrn Freistein entgegen gehen — sie vermochte es nicht und mußte sich halb ohnmächtig auf den Tisch stützen.

„Ich bringe gute Nachricht," rief ihr Herr Freistein zu. „Sie hatten Recht — der Pastor

Holzhagen ist ein ehrloser, hartherziger Schurke. Doch habe ich diesen heuchlerischen Sünder gehörig ins Gebet genommen — er hat mir Alles gestanden und mir als No. 1 dieses Papier unterschreiben müssen, in welchem er seine Schandthat bekennt und gesteht, daß Sie und Ihre Familie stets auf das Liebevollste und Ehrenhafteste an ihm gehandelt hatten, daß auf Ihrem Charakter nicht der geringste Makel hafte und daß sein Benehmen gegen Sie deshalb um so strafbarer und ehrloser sei. Dieses Document ist für mich; No. 2 aber ist für Sie. Er verpflichtet sich in diesem Schreiben mit Namensunterschrift und Siegel, Ihnen zur Erziehung Ihres Sohnes jährlich dreihundert Thaler in vierteljährlichen Raten pränumerando zu zahlen und zwar so lange, bis Ihr Sohn vollständig im Stande sein wird, Sie und sich selbst anständig zu erhalten, also bis zur Zeit einer gesicherten Stellung im unmittelbaren oder mittelbaren Staatsdienst, falls er studiren will, oder bis er eine einträgliche Stelle in einem Handlungshause gefunden, wenn er Kaufmann wird, oder bis er eine feste Existenz hat, wenn er sich irgend einer Kunst widmet. Nehmen Sie dieses Papier an sich!"

„O Gott im Himmel," rief Madame Burk-

hardt sich vor dem Registrator niederbeugend und ihm die Hände unter Thränen küssend, „wie soll ich Ihnen jemals das vergelten, was Sie an mir und meinem Sohne gethan!"

„Auch dazu kann Rath werden," erwiderte lächelnd der Registrator, „und ich hoffe, daß Sie das Papier von Holzhagen nicht lange nöthig haben werden. Einstweilen nehmen Sie hier die erste Vierteljahres=Rate der Ihnen ausgesetzten Rente. So kann und darf es aber nicht bleiben, es kommt jetzt blos auf Sie an, Ihrem Sohne eine noch bessere Zukunft zu sichern."

„Wie meinen Sie das?" fragte Madame Burkhardt überrascht.

„Nun denn," fuhr Herr Freistein sich zusammennehmend fort, „so hören Sie, was mir unterwegs noch eingefallen ist. Ich bin nicht ein Mann von vielen Worten und Umschweifen und gehe gern gerade auf das Ziel los. Ihr Sohn muß einen Vater, Sie selbst aber nach so vielen Leiden müssen ein gutes und ruhiges Leben, eine gesicherte Zukunft haben. Wollen Sie Ihrem Sohn den Vater, wollen Sie sich selbst einen rechtschaffenen Gatten und mir eine treue und brave Hausfrau, meinem Karl eine liebende Mutter geben?"

Verwirrt und überrascht von diesem Antrage stand Madame, oder besser gesagt, Fräulein Burkhardt eine kurze Weile sprachlos da, ohne Worte finden zu können. Endlich sagte sie in größter Verlegenheit und mit niedergeschlagenen Augen:

„Mein Herr... ich weiß nicht... Sie kennen mich ja weiter gar nicht...“

„Ich kenne Sie, ich weiß, daß ich keine bessere Wahl treffen könnte. Die wenigen Stunden, die ich in Ihrer Gegenwart verlebt, haben mir mehr Aufschluß über Ihren Werth gegeben, als es unter anderen Verhältnissen Jahre vermocht hätten!“

„Aber bedenken Sie... ich, die Entehrte... bin ich denn eines solchen Glückes werth?“

„Sie und entehrt! Sie sind rein wie ein Engel! Und nun, überlegen Sie sich meinen Antrag. Ich sage Ihnen noch, daß Sie, im Fall Sie mir keinen Korb geben, zu einem in bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen lebenden Manne kommen, der gewiß alles Mögliche thun wird, Sie für die langen und schweren Trübsale Ihres bisherigen Lebens zu entschädigen, daß Sie in meinem Karl einen zweiten, Sie gewiß recht innig liebenden Sohn erhalten. Ich dringe jetzt nicht weiter in Sie und werde mir morgen Bescheid holen.“

„Nein, nein," rief Therese Burkhardt, „ich kann nicht länger widerstehen... noch jetzt, in diesem Augenblicke vertraue ich mein und meines Kindes Schicksal Ihren Händen an, edler, vortrefflicher Mann — nehmen Sie meinen Handschlag als erstes Unterpfand des schönen Bundes...!"

Sie reichte Herrn Freistein die Hand, welche dieser herzlich ergriff und an seine Lippen drückte.

„Therese," rief er freudig erregt aus, „ich danke Dir!"

Dann öffnete er die Thür und rief seinen Sohn, der auf dem Corridor gewartet hatte. Er führte ihn Theresen zu und sprach:

„Lieber Karl, in dieser Frau gebe ich Dir eine zweite Mutter, ehre und liebe sie als eine solche; und hier schenke ich Dir einen Bruder," fuhr er fort, auf Eduard deutend, „auch ihn wirst Du lieben lernen und in ihm einen treuen Freund finden — Therese, das ist Dein zweiter Sohn!"

Die Frau küßte und umarmte Karl, die Knaben drückten sich die Hände — mit tiefer Rührung sah Freistein auf die Gruppe, die ihm ein so schönes Bild seines zukünftigen häuslichen Glückes gab.

Am nächsten Morgen reiste Therese Burkhardt mit Eduard nach Berlin zurück — diesmal aber

nicht zu Fuße — um ihre dortigen Angelegenheiten zu ordnen und die nöthigen Vorbereitungen zu ihrer Verheirathung zu treffen. Nach einigen Wochen ging auch der Registrator mit Karl nach der preußischen Hauptstadt, wo die Vermählung ganz in der Stille gefeiert ward.

Von Berlin aus sendete man am Tage der Hochzeit die Verschreibung der Rente an den Pastor Holzhagen zurück — sie war unnütz geworden, wie es der Registrator seiner jetzigen Gattin damals im rothen Löwen vorausgesagt hatte.

VII.

Das Debüt des Affen-Darstellers Salomo Schimmichen bei der Purzlingerschen Gesellschaft fand in einem Marktflecken, der schon zu der Mark Brandenburg gehörte, statt.

Die Vorbereitungen zu der Vorstellung der Pantomime „Jocco, der brasilianische Affe" hatten viel Arbeit verursacht, besonders aber unserem Helden Paul, welchem als wohlbestallten Theatersecretär der keineswegs angenehme Auftrag geworden war, das höchst unordentliche, etwas unsaubere und unorthographisch geschriebene Manuscript des Herrn Schimmichen zu dem Programm der Pantomime zu ordnen und die Partien aus demselben auszuschreiben. Bei der Aufführung selbst mußte er auch noch die Functionen eines Capellmeisters und des Orchesters übernehmen, da in dem Orte kein Musikchor aufzutreiben war. Der kunstsinnige Schullehrer des Ortes stellte mit großer Liberalität dem Theater sein altes Pianoforte zur Disposition und gab die

Noten her, welche wohl oder übel zur musikalischen Illustration der Pantomime dienen mußten. Paul, als der Einzige bei der Gesellschaft, der etwas musikalisch war, spielte diese Tänze, Märsche, Allegros und Andantes, je nachdem die Situation auf der Bühne ein schnelles oder langsames Tempo der Musik erforderte.

Die Generalprobe fiel zu großer Befriedigung des Herrn Directors und aller Mitglieder aus. Zu der Aufführung hatte sich ein sehr zahlreiches Publicum eingestellt; nicht wenige Gutsbesitzer und sonstige Honoratioren aus der Umgegend waren zu der pomphaft angekündigten Vorstellung nach dem Marktflecken gekommen. Alles ging prächtig. Der Affe machte colossale Sprünge, das liebende Paar, von Herrn Süßholz und Fräulein Miranda dargestellt, lockte mit seiner Gebehrdensprache Thränen aus manchem blauen märkischen Auge, der Bösewicht Urachowitz lud abermals den Zorn des Publicums — besonders aber desjenigen, das für zwei Silbergroschen auf den dritten Platz ging — auf sich, Jenny sah reizend aus, als der Affe sie auf dem Rücken trug und mit ihr einen bis in die Soffiten reichenden Baum erklomm — kurz, die Vorstellung war eine brillante.

Denselben großen Erfolg für sich und schönes Geld für den Director errang Herr Schimmichen auch in der Stadt, in welcher die Gesellschaft während der ersten Wintermonate sich niedergelassen hatte. Ebenso wurden die Vorstellungen des recitirenden Schauspiels gut besucht und besonders die der damals neuen Oper „die Stumme von Portici" mit dem Vesuv, der hinten am Thespiskarren hing, als wir die Purzlingersche Gesellschaft kennen lernten. Man gab zwar von der Musik, die Auber zu dieser Oper gemacht hat, nur die beiden berühmten Barcarole und die Schlummerarie, welche Musikstücke abwechselnd die Herren Klappfuß und Urachowitz mehr krähten als sangen, während alles Uebrige gesprochen wurde; aber dennoch machte das berühmte Werk auch in dieser Gestalt die lebhafteste Sensation in der märkischen Stadt, denn Fräulein Rosa, die in der Rolle der Fenella keine Gelegenheit hatte, durch ihren Dialect ihre Geburt in der Metropole der Intelligenz zu documentiren, spielte nach dem Urtheile des ganzen kunstverständigen Publicums ausgezeichnet; der Vesuv, dessen Eruption rechtzeitig zu vermitteln unserem Freunde Paul als Feuerwerker übertragen war, spie stets in größter Präcision sein Feuer —

alle übrigen Mitglieder wirkten als neapolitanische Fischer, Hofherren, Hofdamen rc. mit, die Kinder im Lazaroni-Costüm, natürlich aber ohne Tricots, während Herr Schimmichen als Pulcinell im dritten Acte die halsbrechendsten Sprünge machte und damit Lorbeern ärndtete.

Daß jedoch mit des Geschickes Mächten kein ewiger Bund zu flechten ist, und daß die Götter sehr leicht mißvergnügt über das Glück der Sterblichen werden, mußte leider auch der Herr Director Purzlinger nur zu bald erfahren.

Die mannichfachen Erinnerungen aus der früheren Collegenschaft bei der königlichen Oper in Berlin hatten schon wenige Tage nach dem Engagement des Herrn Salomo Schimmichen zu einem näheren Verhältniß zwischen diesem großen Künstler und der reizenden Soubrette, Fräulein Rosa, geführt. Man pflegt zu sagen, daß sich schöne Seelen leicht finden — und hier hatten sich wirklich zwei ganz in denselben Accorden gestimmte Seelen auf den heißen und gefährlichen Bretern, die die Welt bedeuten, zu einander gefunden.

Herr Schimmichen gehörte nicht zu den blöden Schäfern — einer Art von Menschen, die man viel treffender mit dem Namen der Pflegebefohlenen

Damons und Phyllis' bezeichnen würde — er eroberte die Herzen, auf die er es abgesehen hatte, im Sturm und erreichte daher auch in wenigen Tagen mehr, als ein süßer Seladon durch zärtliches Girren in einem ganzen Schaltjahre.

Diese nicht zu leugnende Thatsache wurde besonders Herrn Klappfuß, dem Bonvivant und dummen Jungen, auf das Schmerzlichste fühlbar. Er war durch mehrere Monate hindurch ein stiller, bescheidener Verehrer der schönen Berlinerin gewesen, der dieser nur mit der größten Hochachtung begegnet war und bis zuletzt gehofft hatte, daß die Soubrette endlich seine treuen Ritterdienste belohnen würde. Die angebetete Schöne schien aber ihrerseits wenig Geschmack an dergleichen Liebesbewerbungen zu finden; sie begnügte sich mit Herrn Klappfuß' Seufzern, fand vielleicht auch Wohlgefallen an ihnen, so lange als sich ihr etwas Besseres oder doch ihrem Geschmack mehr Zusagendes nicht darbot — als nun aber der kühne Affen-Darsteller seine unwiderstehliche Gewalt auf sie ausübte, mußte nothwendig der bescheidene Bonvivant zurücktreten.

Herr Klappfuß warf in Folge dessen den glühendsten Haß auf den glücklichen Rival, dem er plötzlich

eine nicht geringe Menge von Ehrentiteln zukommen ließ, wie z. B. „Luftspringer", Mensch, der sich zum Vieh entwürdigt", „Judenjunge" und dergleichen. Natürlich hütete er sich aber, diese schönen Dinge in Gegenwart des großen Künstlers zu äußern.

Da aber bekanntlich „der Gram verschmähter Liebe des Hasses Triebe erzeugt", so kehrte sich der Zorn des Bonvivants auch gegen den einst so heiß geliebten Gegenstand. Es kam zu mehreren heftigen Scenen zwischen Fräulein Rosa und Herrn Klappfuß, die schließlich dahin führten, daß keine der streitenden und auf einander erbitterten Parteien mehr ein Wort mit der anderen sprach, außer auf der Bühne, wo gerade diese Beiden am häufigsten vereint zu thun hatten. Und selbst hier, während des Spiels, loderten bisweilen die Flammen des Zornes bei Herrn Klappfuß auf, welche übrigens von Fräulein Rosa genugsam geschürt wurden.

So sprach einst in einer zärtlichen Liebesscene, welche Beide zusammen auf dem Theater hatten, die Soubrette leise zu ihrem abgedankten Liebhaber bei Gelegenheit eines vorgeschriebenen bedeutsamen Händedrucks:

„Das wäre wohl so etwas für Sie, Sie Pinsel,

wenn ich Ihnen außer dem Theater so die Hand drückte.“

Sie sah, wie Klappfuß während der süßen Liebesworte, die ihm der Dichter in den Mund gelegt hatte, unter der Schminke roth vor Zorn ward, und fuhr daher ebenso leise fort:

„Sehen Sie, so drücke ich meinem Schimmichen die Hand!“

Sie hatte den Händedruck bei diesen Worten ohne Vorschrift wiederholt, Herr Klappfuß aber hielt die schöne Hand fest und rief mit halber Stimme:

„Verdammte giftige Natter, so drücke ich Deine Teufelskralle!“ und dabei umklammerten seine Finger Fräulein Rosa's Patschchen mit solcher Gewalt, daß die Soubrette aus der Rolle fiel, laut aufschrie und die verhängnißvollen Worte dem Publicum vernehmbar ausrief:

„Sie Esel!“

Vor Schmerz schlenkerte sie mit der Hand, stampfte mit dem Fuß auf das Podium und lief in die Coulissen.

Dieses Intermezzo nahm das Publicum natürlich gewaltig übel; man fing an zu schreien und zu pfeifen. Klappfuß stand einen Augenblick lang steif und sprachlos da. Er sah jetzt mit Entsetzen,

was er angerichtet hatte und folgte dann der Geliebten, die ihn auch auf der Bühne im Stiche gelassen, in die Coulissen nach.

Hier empfing ihn mit zornsprühenden Blicken der Herr Director, alle Mitglieder umringten ihn und überhäuften ihn mit Vorwürfen. Fräulein Rosa lag ohnmächtig in den Armen ihres treuen Schimmichen, während Fräulein Miranda um sie beschäftigt war und sich vergeblich bemühte, sie zum Leben zurückzurufen.

Unterdessen ward der Lärm vorn im Saale immer ärger. Man schrie nach dem Director, man wollte sein Geld wieder haben u. s. w. Paul hatte in der allgemeinen Verwirrung so viel Geistesgegenwart gehabt, mit Hülfe eines Arbeiters den Vorhang herabzulassen. Endlich erhob sich derselbe wieder. Der Herr Director erschien auf der Bühne und sprach, selbst in großer Aufregung, von dem Unangenehmen des Vorfalls, der nur durch strafbare Leidenschaftlichkeit herbeigeführt worden sei. Er bat das hochverehrte Publicum um Verzeihung und versprach, ihm sofort einen Ersatz für das unterbrochene Stück zu verschaffen.

Damit war man aber nicht zufrieden; man verlangte, der Missethäter solle erscheinen.

Der Director verbeugte sich und ging hinter die Coulissen, um Herrn Klappfuß zu holen; doch dieser weigerte sich, allein hinauszugehen, um sich auspfeifen zu lassen, indem er behauptete, Fräulein Rosa habe durch unanständiges Betragen die Stöhrung veranlaßt.

Diese Worte wirkten besser auf Fräulein Rosa's Nerven, als das ächte Cölnische Wasser aus der Fabrik eines der verschiedenen einzigen und wahrhaftigen Johann Maria Farina's, welches Fräulein Miranda der Ohnmächtigen ins Gesicht spritzte. Die Soubrette, die bisher immer noch bewußtlos in des Affen-Darstellers langen Armen gelegen hatte, sprang plötzlich wüthend auf und ein Strom, dessen Quellen in dem berühmten umfangreichen Lexicon der deutschen Schimpfwörter zu suchen waren, ergoß sich aus ihrem schönen Munde im gewähltesten Berliner Dialect über den boshaften Verleumder.

Das Publicum ward wieder unruhig, die Lage des Directors immer peinlicher und verzweifelter. Zu jeder anderen Zeit hätte er wenig Umstände gemacht und Herrn Klappfuß mit Gewalt genöthigt, vor dem Publicum zu erscheinen, um seine Strafe zu empfangen, dann aber ihn entlassen. Jetzt, mitten in der Saison, war aber der Bonvivant

und dumme Junge so leicht nicht zu ersetzen; Alles, was der Director thun konnte, war, den Verbrecher in eine Geldstrafe zu nehmen.

Da, in diesem kritischen Moment, rettete der allgemein beliebte Komiker, Herr Biebermann, die Ehre des Theaters und, was in den Augen des Directors noch mehr werth war, die nicht unbeträchtliche Einnahme des Abends.

Er ergriff Herrn Urachowitz und Herrn Schimmichen bei der Hand und ehe diese ein Wort sprechen oder sich ihm widersetzen konnten, zog er sie auf die Bühne, und machte zwischen ihnen stehend eines seiner komischen Complimente. Ein allgemeines Bravorufen und Applaudiren folgte dieser Einleitung zu Herrn Biebermanns rettender That. Als das Publicum wieder ruhig geworden war, erhob der Komiker seine Stimme und begann folgende wohlgesetzte Rede:

„Hochverehrtes Publicum, meine Herren und insonderheit zu verehrendes und anbetungswürdiges schönes Geschlecht!“

„Bravo, bravo!“ rief das Publicum; einzelne Stimmen geboten Ruhe.

Herr Biebermann fuhr fort:

„Ein gewisser Herr von Schiller sagt einmal

irgendwo: es giebt im Menschenleben Augenblicke, wo uns der Weltgeist näher ist, als sonst!"

Großer Jubel unterbrach abermals den Redner.

„Ein solcher Augenblick ist gegenwärtig in dem Leben unseres als Director, Künstler und Mensch gleich hochstehenden würdigen Oberhauptes erschienen. Nur die Güte des hochverehrten Publicums und die Treue seiner Mitglieder kann ihn retten. Darum rufe ich der verehrungswürdigen Versammlung, als der letzten und höchsten Instanz in Sachen des Theaters, ebenfalls mit Herrn von Schiller die inhaltsschweren Worte zu: Sire, geben Sie Gedanken- oder vielmehr Spielfreiheit — wenigstens für diesen Abend! Hier diese beiden ruhmgekrönten Säulen von Thaliens Tempel, unser vortrefflicher Bösewicht und unser unübertrefflicher brasilianischer Affe aus Berlin, werden im Verein mit den übrigen disponibeln Mitgliedern und Ihres ganz gehorsamsten Dieners, des Redners dieser Rede, dafür sorgen, daß Ihnen noch ein sehr genußreicher Abend geschafft werde und Sie es nicht bereuen werden, zwei bis sieben und einhalb Silbergroschen auf dem Altar Apollo's, will sagen auf den Cassentisch des Theaters, niedergelegt zu haben. Mit Ihrer gütigen Erlaubniß wird die Capelle Ihnen den Hoch-

genuß einer wohlexecutirten Ouverture bereiten — der Vorhang wird einen begeisterungsvollen Aufschwung nehmen und vor Ihnen stehen „schön wie Engel aus Walhalla's Wonnen" wird Fräulein Miranda, um den Monolog aus der Jungfrau von Orleans vorzutragen. Dann wird es aber heißen: Unsinn, Du siegst, und ich muß untergehen! denn ich, von Publicums Gnaden Repräsentant der heiteren Laune und des blühenden Unsinns, werde als Declamator mein Licht leuchten lassen und das berühmte Gedicht des großen deutschen Dichters Langbein „Ich will Euch erzählen ein Mährchen gar schnurrig" zum Besten geben. Das Letzte muß aber das Beste sein, und deshalb werden Fräulein Miranda, die Herren Schimmichen, Urachowitz, Süßholz und die kleine Jenny sich die Freiheit nehmen, die letzten Scenen aus der beliebten Pantomime „Jocco, der brasilianische Affe" vorzuführen und damit das Ganze würdig schließt, wird der Vesuv aus der Stummen von Portici den Katzenjammer bekommen und seiner übeln Laune in Feuerflammen Luft machen. Daß das aber in gehöriger Ordnung geschehe, dafür wird mein Erst- und Letztgeborener, unser Musikdirector, Secretair und Feuerwerker, Sorge tragen. Aber, werden Sie

fragen, wie kommt denn der Vesuv nach Brasilien? Auf einen kleinen geographischen Schnitzer kommt es uns nicht an, wenn es gilt, das Vaterland zu retten — übrigens versetzt ja der Glaube Berge, warum soll also nicht auch unser unerschütterlich feststehender Glaube an der Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit eines hochzuverehrenden Publicums einmal einen feuerspeienden Berg von Neapel nach Rio Janeiro versetzen, da das überdem mit so wenig Kosten und Umständen verknüpft ist. Und nun, verehrungswürdiges Publicum, nichts für ungut, wie die Bauern sagen, bedenke vielmehr, daß ich hier stehe der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, und verlasse diesmal das Haus nur mit der Ueberzeugung von der Wahrheit des parodirten Dichterwortes: kurz war der Scandal, doch ewig war das Vergnügen!"

Herr Biedermann verbeugte sich noch einmal in gewohnter komischer Art und unter donnerndem Beifall fiel der Vorhang.

Kaum hatte dieser den rettenden Engel den Augen des Publicums entzogen, so stürzte auch schon der Director aus den Coulissen auf Biedermann zu, umarmte ihn und rief:

„Vortrefflicher Freund, ausgezeichneter Mensch,

ich bin aufgelöst vor Rührung — Sie haben Alles gerettet — Ihnen verdanke ich die Erhaltung unserer Ehre und meines Geschäfts!"

„Der Tell holt ein verlornes Lamm vom Abgrund, er wird sich seinem Director nicht entziehen, wenn er ruft!" antwortete der Komiker.

Die Ouverture begann. Schnell und bereitwillig setzten die beschäftigten Mitglieder ihre Garderobe in Stand, so daß das Versprochene bald geliefert werden konnte. Paul lief eilig zu dem nächsten Kaufmann, um die drei für die Eruption des Vesuvs nöthigen Raketen zu holen.

Im höchsten Grade befriedigt, verließ das Publicum den Saal, denn es hatte diesmal Viel und Vielerlei für sein Geld erhalten. Der durch Herrn Klappfuß' Eifersucht verursachte Scandal war in den Augen Vieler das Beste, was der ereignißvolle Abend gebracht hatte, dabei war man jedoch so gutmüthig, dem Bonvivant die Störung der Vorstellung — die man anderwärts als eine grobe Beleidigung des Publicums angesehen haben würde — nicht weiter nachzutragen. Man gab sich zufrieden, als man hörte, Herr Klappfuß sei vom Director mit einer Geldstrafe belegt worden. Am zweiten Abend nach dem Vorfall standen die beiden Feinde bereits

wieder als zärtliches Paar auf der Bühne, und das Publicum glaubte gutwillig an ihre gegenseitige Liebe.

Für diesmal war der Sturm, der das Haupt des Herrn Purzlinger bedrohte, glücklich beschworen; man war mit dem Schrecken davon gekommen, ahnte aber nicht, daß der stürmische Theaterabend nur der Vorläufer von weit Schlimmerem war.

So viel Glück anfänglich aus der Allianz zwischen den Menschen-Darstellern mit dem Affen-Darsteller für den Director und seine Gesellschaft zu erblühen schien, so zeigte es sich doch bald noch entschiedener, als bei dem Streit zwischen Fräulein Rosa und Herrn Klappfuß, daß mit Herrn Schimmichen ein schlimmes, fortwährend gährendes Element in die früher so einträchtlich lebende und wirkende Purzlinger'sche Gesellschaft gekommen war, daß derselbe endlich gar zum bösen Genius des Directors wurde.

Herr Schimmichen ward nach den großen Erfolgen, die er errungen hatte seit er aus der Seiltänzerbude in den Musentempel übergegangen war, äußerst übermüthig. Er verfeindete sich nach und nach mit den Collegen, zwang den Director zu Vorschüssen und zeigte überhaupt fast noch mehr

Capricen, als eine erste Sängerin mit brillantem Triller oder als ein Heldentenor mit dem hohen C. Die Einzigen, mit denen er sich gut stand, waren Fräulein Rosa und Robert Keilberg. Sein Verhältniß zu Ersterer war ein äußerst intimes geworden; er galt bei den Mitgliedern wie beim Publicum für den erklärten Bräutigam der Soubrette. Keilberg, der sich sonst mit Niemanden auf die Länge vertragen konnte und deshalb von allen Anderen gemieden wurde, wich bei Herrn Schimmichen einmal von seiner Gewohnheit ab, trotzig und falsch zu sein, was seinen Grund wohl, außer in der Sympathie der Seelen, auch darin haben mochte, daß Schimmichen ihn zu dem Vertrauten seiner Liebe machte und ihn durch Freihalten in den Wirthshäusern an sich zu fesseln wußte.

Der große Ruf, welchen sich die Purzlingersche Gesellschaft namentlich seit der Acquisition des Affen-Darstellers in den kleinen Städten der Mark errungen hatte, verschaffte ihr die Ehre einer Einladung auf das Schloß eines reichen adeligen Gutsbesitzers, wo sie durch zwei große Vorstellungen die Feier der ehelichen Verbindung des gnädigen Fräuleins mit einem höchst respectabeln benachbarten Landedelmann verherrlichen sollte.

Der Herr Director fühlte sich durch diese Ehre um so mehr geschmeichelt, als der Herr des Schlosses ihm ein sehr anständiges Honorar und für die ganze Gesellschaft freie Reise und freie Station anbot. Er versammelte die Häupter seiner Lieben um sich und eröffnete ihnen das glänzende Anerbieten, zugleich auch, daß er bereits zugesagt habe und daß die Gesellschaft sich für den dritten Morgen reisefertig halten solle.

Alle Mitglieder äußerten ihre Freude über diesen abermaligen Glücksfall und versprachen ihr Möglichstes zu thun, um dem Purzlingerschen Theater auch bei den vornehmen Herrschaften Ehre zu machen.

Der Director theilte ihnen ferner mit, daß der Herr Baron ihm die Wahl des Stückes für die erste Vorstellung überlassen habe, daß der gnädige Herr jedoch wünsche, es solle diese mit einem kurzen Festspiele, das der dortige Schullehrer verfaßt, eröffnet werden; in der zweiten Vorstellung wünsche man aber die berühmte Pantomime „Jocco" zu sehen.

In dem Festspiele, das der Baron in bereits ausgeschriebenen Rollen mitgesendet hatte, waren die Frau Directorin, Fräulein Miranda, Herr Süß-

holz und Herr Urachowitz beschäftigt; die Kinder sollten zu diversen Genien und dergleichen dabei verwendet werden. Die betreffenden Darsteller versprachen, ihre Rollen bis zur bestimmten Zeit zu liefern und machten sich auch sofort an das Memoriren. Zu der ersten Vorstellung ward nach reiflicher Ueberlegung das berühmte Trauerspiel „Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf von Baiern" von Bab gewählt, in welchem der Herr Director die Titelrolle spielte.

Das dirigirende Oberhaupt der Gesellschaft war nach beendeter Conferenz bereits wieder in seinem Zimmer mit den noch zu treffenden Vorbereitungen zu dem Ausfluge beschäftigt und stand eben im Begriff, dem Theatersecretair Paul, oder vielmehr Camillo, über den Inhalt einer zu erlassenden öffentlichen Bekanntmachung zu instruiren, in welcher dem Publicum pflichtschuldigst mitgetheilt werden sollte, daß das Theater wegen einer ehrenvollen Berufung der Gesellschaft zu einem auswärtigen Gastspiele auf einige Tage geschlossen bleiben müsse, daß aber nach der Rückkehr der Gesellschaft die Vorstellungen wieder beginnen würden.

Da klopfte es an die Thür und auf das etwas verdrießliche „Herein" des Herrn Purzlinger erschie-

nen Fräulein Rosa und Herr Schimmichen im Zimmer.

Ohne lange Vorrede erklärten diese Beiden, daß sie für die bevorstehenden Vorstellungen auf dem Schlosse des Barons eine Extra-Gratification verlangten, da der Herr Director doch einen großen Nutzen von dem Ausfluge habe, daß sie sich übrigens sehr wundern müßten, wie Herr Purzlinger nicht von selbst darauf gekommen sei, den Mitgliedern eine solche Entschädigung anzubieten.

Anfänglich war der Director etwas verblüfft von diesem Ansinnen, bald jedoch faßte er sich; es verdroß ihm vor Allem der Ton, in welchem die Forderung gestellt wurde.

„Was fällt Ihnen denn ein?“ fragte er ziemlich heftig; „Sie sind bei mir engagirt und müssen daher spielen wo und wann ich will. Da würde ich weit kommen, wenn ich jedem Mitgliede bei einer etwas höheren Einnahme noch ein besonderes Honorar zahlen wollte. Würde ich Ihnen ein solches bewilligen, so hätten die Anderen das Recht, gleiche Ansprüche zu erheben. Es fragt Keiner von Euch darnach, wo ich die Gage hernehmen soll, wenn ich schlechte Geschäfte mache — Euch Beiden möchte ich sie am wenigsten schuldig blei-

ben — also geht es auch Keinen von Euch etwas an, wenn ich einmal ein Paar Thaler mehr als gewöhnlich einnehme!"

„So," rief Fräulein Rosa, „wir sollen also nur dazu dienen, Sie reich zu machen, wir sollen unser Talent für ein Lumpengeld Ihrem Geiz opfern und damit die Frau Directorin noch mehr Staat machen kann!"

„Was ist das für eine Sprache, was erlauben Sie sich!" rief Herr Purzlinger außer sich über die Verletzung seiner Würde und die Beleidigung seiner Gattin; „Sie haben zu thun, was ich befehle, so lange Sie bei mir engagirt sind."

Fräulein Rosa stemmte schon die Arme in die Seiten und schickte sich an, mit ihrer bekannten Zungengeläufigkeit zu antworten; ehe sie jedoch dazu kommen konnte, rief Schimmichen heftig:

„Wir müssen für die Extra-Vorstellungen entschädigt werden, sonst spielen wir nicht!"

„Nun darauf lasse ich es ankommen — Sie erhalten Ihre Gage, außerdem noch für die Zeit unseres Aufenthalts auf dem Schlosse des Barons freie Station, also müssen Sie spielen!"

„Aber wir gehen nicht eher mit, als bis wir unseren Wunsch erfüllt sehen!" rief die Soubrette.

„Ich habe Ihnen meinen Entschluß gesagt, und nun verlassen Sie mich, denn ich habe keine Zeit, mich mit Ihnen umherzustreiten," entgegnete fest und ruhig der Director; „nöthigen Sie mich nicht, der Behörde Anzeige von Ihrer Widersetzlichkeit zu machen! Und nun: adieu!"

Nach einigen Hin- und Herreden entfernte sich endlich das erzürnte Brautpaar. Der Director aber wollte sich doch sicher stellen und vor Allem dem entgegen wirken, daß die Beiden auch die anderen Mitglieder aufhetzten. Er sagte daher dem Secretär eilig, was er zu schreiben habe, und ging dann sofort zu dem Bürgermeister, um diesen um Schutz seines Rechtes zu bitten.

Fräulein Rosa und Herr Schimmichen hatten ihrerseits nicht verfehlt, für ihre revolutionären Ideen bei den übrigen Mitgliedern Propaganda zu machen. Bei Einigen derselben, wie bei Herrn Süßholz, den beiden für kleinere Rollen engagirten Männern und selbst bei dem ihnen sonst feindlichen Herrn Klappfuß fanden ihre Reden mehr oder weniger Eingang, dagegen widersetzten sich Herr Biedermann, Herr Urachowitz und Fräulein Miranda mit aller Entschiedenheit ihrem Vorhaben. Ohne den überwiegenden Einfluß dieser Mitglieder wäre

es den Aufrührern vielleicht gelungen, die Uebrigen schnell für ihren Plan zu gewinnen. Herr Biebermann, der stets heitere und freundliche Komiker, enthüllte bei dieser Gelegenheit eine neue an ihm früher noch nicht erkannte Eigenschaft: er zeigte eine so entsetzliche Grobheit, daß er bald in den heftigsten Wortwechsel mit Fräulein Rosa und ihrem Bräutigam gerieth. Man sagte sich gegenseitig die schönsten Dinge in's Gesicht — nur noch weniger Augenblicke hätte es bedurft und es wäre von Worten zu Handgreiflichkeiten gekommen.

Zum Glück trat in dem letzten entscheidenden Moment plötzlich der Director begleitet von dem Bürgermeister, einem Actuar und dem Gerichtsdiener ins Zimmer, wo die Künstler versammelt waren.

Das Erscheinen dieser gewichtigen und Respect gebietenden Persönlichkeiten machte den Streit verstummen.

Der Bürgermeister, der zugleich das Amt des Stadtrichters bekleidete, hielt eine etwas derbe Anrede an die Unheilstifter und drohte ihnen mit der ganzen Strenge der Gesetze, wenn sie sich den Anordnungen ihres Vorgesetzten nicht fügen wollten.

Durch dieses energische Einschreiten der Obrigkeit ward die Rebellion schnell unterdrückt. Die schon

halb und halb verleiteten Mitglieder kehrten zu ihrer Pflicht zurück, und die Anstifter der Widersetzlichkeiten mußten sich, wenn auch mit Ingrimm im Herzen, dem Machtgebot unterwerfen.

In Fräulein Rosa's schönen Augen jedoch flammten unheimliche Blitze. Rache an dem Director und an dem groben Komiker zu nehmen war in diesem Augenblick ihr einziger Gedanke. Gelegenheit dazu bot sich ihr dar, die Beiden in Verlegenheit zu bringen.

Sie trat dicht an Biedermann heran und sagte leise zu ihm:

„Na warte, alter Sünder, jetzt soll es über Dich hergehen — Du Knaben-Räuber!"

Anfänglich stutzte Herr Biedermann über diese Drohung; es ward ihm unheimlich, als er schnell die Folgen der Entdeckung seiner Gutmüthigkeit überdachte, welche er gegen Paul bewiesen, bald jedoch faßte er sich wieder und sagte ebenfalls leise und mit einem etwas maliciösen Anflug zu seiner Gegnerin:

„Vor solchen Waffen zittert England nicht mehr!" und fuhr dann noch leiser fort: „Sagen Sie mir doch, verehrteste tugendhafte Freundin, wohin ist denn *eigentlich* das Kind eines gewissen Jäger-

Lieutenants gekommen, das Ihnen vor etwa zwei Jahren in dem sächsischen Städtchen W. anvertraut ward?"

Die Soubrette wurde bleich vor Schrecken.

„Nun, was zögern Sie denn mit Ihrer Denunciation? So reden Sie doch!" flüsterte ihr Biebermann zu.

„Schweigen Sie — ich will davon nichts hören!" stammelte Fräulein Rosa.

„Und ich will nichts davon wissen, wenn..."

„Lassen Sie es gut sein — wir sind einig!" erwiderte die plötzlich zahm gewordene Schöne.

„Gut," sagte der Komiker, „wer in Elend und Jammer, verlassen von einer unnatürlichen Mutter, zu Grunde gegangen ist, kann eben so wenig auferstehen, als irgend ein anderer Todter, wohl aber kann er doch zuweilen die Lebendigen vor bösen Menschen schützen. Meinen Sie das nicht auch, verehrte Collegin?"

Ein halb zorniger, halb ängstlicher Blick war Alles, was Fräulein Rosa darauf zu erwidern vermochte.

Während dieses leise geführten Gesprächs hatten sich die obrigkeitlichen Personen und der Director entfernt, auch die anderen Anwesenden waren viel

zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen, als daß sie die inhaltschwere Unterhaltung der Beiden hätten bemerken können. Nur Herrn Schimmichen war es nicht entgangen, daß seine Braut etwas Wichtiges mit dem Komiker mußte verhandelt haben, daß sie bei seinen Worten erbleicht war.

Er fragte daher Fräulein Rosa, als auch Biebermann das Zimmer verlassen hatte, was sie noch mit diesem vorgehabt habe.

„Er ist ein schändlicher Mensch,“ antwortete Jene sich schnell fassend; „ich sagte ihm in meinem Aerger einige Grobheiten, um doch etwas ihm die seinigen zu vergelten — und denke Dir, er lachte mich aus...“

„Aber Du wardst bleich, als er etwas zu Dir sagte?“

„Vor Aerger über die Nichtswürdigkeit des Menschen, der auch über Dich seine Galle ergoß. Aber,“ fuhr die Soubrette ablenkend fort, „wir dürfen uns diese Demüthigung nicht gefallen lassen, die wir vor den Gerichtspersonen erfahren mußten. Ich spiele doch nicht auf dem Schlosse, wenn wir keine Gratification erhalten, ich werde krank...“

„Nur keine Uebereilung,“ entgegnete ruhig Herr Schimmichen, auf einen Brief zeigend, den er aus

der Tasche zog, „laß mich nur machen, ich habe einen viel bessern Plan... der Alte soll an uns denken sein Lebelang und wenn er noch hundert Jahre lang Director wäre!“

„Was meinst Du damit, was hast Du vor?“

„Hier ist nicht der Ort, über solche Dinge zu sprechen,“ sagte Herr Schimmichen mit gedämpfter Stimme. „Komm mit, wir wollen einen Spaziergang vor die Stadt machen, da läßt sich besser und sicherer reden. Den Robert wollen wir mit nehmen; er ist ein verschlagener Bursche, der uns gute Dienste leisten kann.“

Fräulein Rosa holte ihren Hut und Mantel, Herr Schimmichen suchte Robert auf, und bald wandelte das Kleeblatt langsam und in eifrigem Gespräch vertieft in den jetzt öden Parkanlagen vor der Stadt, welche im Sommer der schönen Welt des Ortes als Promenade dienen. —

Die wenigen Tage bis zu der Abfahrt nach dem Schlosse vergingen schnell unter den Vorbereitungen zu den bestellten Vorstellungen. Es ward in der Stadt nur einmal noch gespielt, damit die Mitglieder nicht zu sehr angestrengt würden und Zeit zu den Proben gewonnen werden konnte.

Der Morgen der Abreise erschien. Punkt sechs

Uhr hielten zwei Kutschen und ein Rüstwagen vor dem Gasthofe, wo die Schauspieler wohnten. Die nöthigen Decorationen und einige Kisten mit Garderobe und sonstigen Requisiten wurden von den geschäftigen Knechten des Barons aufgeladen. Das dirigirende Ehepaar und die Mitglieder versammelten sich reisefertig in der Gaststube, um durch einen warmen Caffee sich zu der Fahrt zu stärken. Nur Herr Schimmichen und Fräulein Rosa wurden vermißt.

Paul ward hinauf nach dem Zimmer der Säumigen geschickt, um diese zu holen.

Bald kehrte er zurück und berichtete, daß die Zimmer leer seien, daß er selbst von den Effecten des Brautpaars nichts mehr gesehen habe, dagegen habe er einen Brief auf dem Tische in Herrn Schimmichens Zimmer gefunden.

Der Director nahm schnell das Schreiben. Es war an ihn adressirt. Er erbrach es und kaum hatte er es flüchtig gelesen, als er mit dem Ausrufe: „O ich unglücklicher Mann!“ auf einen Stuhl sank.

„Um des Himmels Willen, was ist geschehen!“ rief die Frau Directorin.

„Ich bin ruinirt, bin schändlich betrogen... da les't selbst!“

Alle standen sprachlos vor Erstaunen. Herr Bieberman aber nahm den Brief und las:

„Sie alter schäbiger Filz!“

„Eine saubere Anrede!“ schaltete der Komiker ein.

„Da Sie unsere Verdienste so schlecht lohnen, „so suchen Sie sich andere Leute, die dumm genug „sind, Ihre Taschen zu füllen. Jetzt fahren Sie „— nach dem Schlosse und spielen Sie Comödie „mit den Dummköpfen, die mit sich machen lassen, „was Sie wollen! Behalten Sie uns in gutem „Andenken und geben Sie sich keine Mühe, uns „aufzusuchen: wir sind bereits in Sicherheit. Auf „Nimmerwiedersehen Ihre gehorsamsten

Salomo Schimmichen.
Rosalie Meyer.“

„Nun das ist eine schöne Geschichte!“ rief Herr Biebermann aus.

„Unerhört... jetzt, gerade jetzt durchzugehen... die Collegen zu schimpfen... das elende Pack!“ riefen die Uebrigen gleichzeitig durcheinander.

Der Director rang die Hände, seine Gattin machte ihrem Zorne durch Schmähungen auf die Flüchtlinge Luft, Fräulein Miranda und die Kinder

weinten, die Männer fluchten — kurz, die Verwirrung und Rathlosigkeit war grenzenlos.

Mitten durch das Geschrei und das Wehklagen hindurch tönte plötzlich das kräftige Organ des Herrn Urachowitz, der den mit hämischer Schadenfreude im Gesicht ruhig dasitzenden Robert Keilberg beim Arme gefaßt hatte, ihn trotz alles Sträubens in die Mitte des Zimmers zog und ausrief:

„Höre einmal, Suitier, Du mußt von der Sache etwas wissen; Du wohntest ja mit dem sauberen Luftspringer auf einer Stube und warst stets der Vertraute des Pärchens, das sich auch mit Niemand vertragen konnte, als mit einem solchen Taugenichts, wie Du bist..!"

„Ich lasse mich nicht schimpfen!" rief Robert trotzig und sich von der nervigen Faust des Herrn Urachowitz loszuwinden suchend.

„Gestehe, auf der Stelle gestehe, oder ich spiele Dir ein Stückchen auf, daß Du daran denken sollst!" herrschte dieser ihn an, indem er den vor Schmerz schreienden Robert beim Kragen faßte und ziemlich unsanft schüttelte.

„Ich weiß nichts!" schrie Robert, „was geht mich es an, was Andere thun... lassen Sie mich los oder ich verklage Sie!"

„Du weißt nichts, Bursche!" erwiderte der Characterspieler, ihn wiederholt schüttelnd; „nun da soll Dir die Polizei die Zunge lösen!"

Auch die Anderen drängten sich nun um Robert, der Director versprach ihm vollständige Amnestie, ja sogar ein Geldgeschenk, wenn er die Wahrheit sagen wolle, doch der verstockte Bursche blieb dabei, daß er nichts von dem Durchgehen des Paares gewußt habe. Herr Schimmichen müsse sich entfernt und das Zimmer ausgeräumt haben, als er selbst im Schlafe gelegen — mehr war aus dem boshaften Menschen nicht herauszubringen.

Nach und nach kamen noch mehr schöne Dinge zum Vorschein, welche das Pärchen vor seiner Flucht angerichtet hatte. Es fehlten nicht allein verschiedene, dem Director gehörige Garderobestücke, auch der Wirth kam und klagte, daß ihm Beide mit der Rechnung von letzter Woche durchgegangen seien, daß gestern noch Herr Schimmichen ihm drei Thaler baar abgeborgt habe.

Herr Biedermann tröstete den erzürnten und auf das Comödianten-Gesindel schimpfenden Wirth mit dem Versprechen, er selbst wolle dafür sorgen, daß der Director die Schulden des entflohenen Paares bezahle — nur jetzt solle er nicht auch noch diesen drängen.

Es gelang ihm endlich auch, den Gastwirth zu beruhigen.

Man überlegte nun, nachdem man sich vom ersten Schrecken etwas erholt hatte, was in dieser kritischen Lage zu thun sei.

Vor Allem mußte Anzeige von der Flucht der beiden treulosen Mitglieder gemacht werden. Paul setzte deshalb ein Schreiben an das wohllöbliche Stadtgericht auf, das der Director unterschrieb und dem Wirth zur Besorgung übergab.

Dann beschloß man, nach dem Schlosse abzufahren und mit dem Baron zu unterhandeln, ihm vorzustellen, welches Unglück die Gesellschaft betroffen habe und dann ihm mehrere andere Stücke, die man mit den noch vorhandenen Kräften geben konnte, zur Auswahl für die zweite Vorstellung vorzuschlagen.

Gegen acht Uhr endlich konnte die Purzlingersche Gesellschaft ihre Reise nach dem Schlosse antreten, wo sie bereits mit Ungeduld erwartet wurde.

VIII.

Obgleich die Unmöglichkeit, der Aufführung der berühmten Affen-Pantomime auf dem Schlosse des Barons große Betrübniß unter der daselbst versammelten vornehmen Gesellschaft verursachte, so war der Herr Baron doch generös genug, dem armen Herrn Purzlinger von dem versprochenen Honorar nichts abzuziehen. Es ward ein anderes Stück in der zweiten Vorstellung gegeben, das ebenso wie das Festspiel und der Otto von Wittelsbach zu allgemeiner Zufriedenheit ausfiel, denn die Mitwirkenden thaten alles Mögliche, um dem Rufe der Gesellschaft Ehre zu machen. Besonders war es Herr Biebermann, der den biederen märkischen Landjunkern durch seine Späße einen glänzenden Ersatz für den durchgebrannten Affen und die abhanden gekommene Soubrette gewährte.

Nach der Stadt zurückgekehrt, begann Herr Purzlinger die Vorstellungen wieder; bald jedoch

zeigte es sich, daß das bisherige Glück ihn mit den durchgegangenen Mitgliedern verlassen hatte. Ein Drängen an der Kasse kam von jetzt an nur noch selten vor; das spärlich versammelte Publikum war kalt: Herrn Biedermanns Späße, die Liebesseufzer, die sich aus Fräulein Miranda's wallendem Busen drängten, der Frau Directorin kräftiges Organ, des Herrn Directors polternder Baß, das Wüthen des getreuen Bösewichts Urachowitz, die süßflötende Stimme des Herrn Süßholz, die Gemüthlichkeit des Herrn Klappfuß, selbst die Treue Herculs als Hund des Aubry — Alles das hatte ein gutes Theil seiner Zugkraft verloren.

Das Publicum war in der märkischen Stadt nicht anders, als es in der ganzen Welt, wo es nur Theater giebt, stets gewesen ist und auch immer bleiben wird: man bedauerte allgemein den würdigen Herrn Purzlinger wegen des ihm begegneten Unfalls, aber Niemandem fiel es ein, ihn durch fortgesetzten fleißigen Theaterbesuch zu unterstützen und zu trösten, als man seine besonderen Lieblinge, den Affen Jocco und die schnippische Soubrette, nicht mehr im Theater sehen konnte.

Die Flüchtlinge waren allerdings gerichtlich verfolgt worden, von ihrer Wiedererlangung war aber

ebenso wenig die Rede, als von ihrer Bestrafung. Sie waren bereits wieder engagirt und zwar bei einem Director, der mit seiner Gesellschaft die kleinen Städte Mecklenburgs unsicher machte. Mit diesem Director hatte Herr Schimmichen schon seit längerer Zeit in Unterhandlung gestanden, von ihm war der Brief, mit welchem er seine Braut zu dem Racheact des Durchgehens brachte. Eine Klage bei den Gerichten eines anderen Landes würde Herrn Purzlinger wenig genützt, aber desto mehr gekostet haben, denn die treffliche Einrichtung des deutschen Bühnen-Cartells bestand damals noch nicht, auch wäre es eine große Frage gewesen, ob ein so kleines wanderndes Theater, wie das des Herrn Purzlinger, einem solchen Verein beigetreten wäre.

Die natürlichen Folgen der schlechten Geschäfte, welche Herr Purzlinger machte, blieben nicht aus.

Es ist eine allgemein anerkannte Erfahrung, daß der Mensch in der Regel das Glück viel weniger ertragen kann als das Unglück. Doch kehrt sich dieser Erfahrungssatz auch oft in das vollständige Gegentheil um, wenn sich das Glück oder Unglück auf die Gesammtheit bezieht, welcher der Mensch als Theil angehört.

In einem Staate, der das Glück hat, von einem weisen, starken und milden Regenten beherrscht zu werden, in Zeiten, wo der Staat von allgemeinen großen Unfällen verschont bleibt, wenn seine Waffen siegreich sind oder ein dauernder, fest begründeter Friede das Waffenglück unnöthig macht, wird stets ein freudiges und aufopferndes Zusammenwirken für das Allgemeine bei den Bürgern zu finden sein; wird aber der Staat von Unglück heimgesucht, besitzt sein Herrscher nicht die Tugenden, welche derjenige haben muß, der auf der Menschheit Höhen steht, werden seine Heere im Felde geschlagen, zieht das Gefolge des unglücklich geführten Kriegs über die Grenzen — dann zeigen sich verderbliche Parteiungen, dann erheben der Verrath und die Treulosigkeit ihr Haupt, dann verschwindet der Gemeinsinn, denn der Bürger kann die öffentlichen Zustände nicht mehr lieben, sein persönliches Interesse geht nicht mehr mit dem des Allgemeinen Hand in Hand.

Wie die Geschichte uns von unzähligen derartigen Beispielen in dem Leben der Staaten erzählt, so wiederholen sich diese Wahrnehmungen fast täglich auch im Kleinen bei Corporationen oder gemeinschaftlichen Unternehmungen.

Einen schlagenden Beweis dafür lieferten die Zustände der Purzlingerschen reisenden Schauspieler-Gesellschaft, so lange als wir diese kennen.

Es herrschte Eintracht bei derselben, ein jedes Mitglied that freudig und nach besten Kräften seine Pflicht, so lange als die Geschäfte gut gingen, das Publicum sich dankbar und theilnehmend zeigte. Das Alles änderte sich nach der unheilvollen Entführung der Soubrette durch Herrn Schimmichen und nachdem das Interesse des Publicums so auffallend erkaltet war. Die Mitglieder spielten vor den leeren Bänken, welche regelmäßigen Gagezahlungen sehr in Frage stellten, nicht mehr mit der früheren Lust und, was das Schlimmste war, es verschwand nach und nach die frühere Einigkeit. Herr Biedermann mit seinem Adoptivsohn und Herr Urachowitz suchten noch immer das Interesse des Directors und seiner ambulanten Bühne zu wahren. Ganz natürlich war es daher, daß diese auch von dem Oberhaupte bevorzugt und so viel als möglich mit guten Rollen bedacht wurden. Das erbitterte aber wieder die ohnedem schon lässig gewordenen anderen Mitglieder, und bald standen sich zwei Parteien gegenüber, deren gegenseitiger Haß in kurzer Zeit so sehr zunahm, daß sie in

dieser Beziehung den Montecchi und Capuleti wenig mehr nachgaben.

Man brach allen persönlichen Verkehr ab, hielt nicht mehr gemeinsame Mahlzeiten und sprach nur noch in den nothwendigsten Geschäften miteinander, selbst dann aber auch selten ohne in Streit auseinander zu kommen.

Ganz außerhalb dieser Parteien stand Robert Keilberg. Er ward von beiden Seiten gehaßt und konnte selbst durch Zwischenträgerei keinen Theil für sich gewinnen. Er hatte, ganz entsprechend seinem bösartigen Character, an der Uneinigkeit seine Freude, und erreichte durch das Hin- und Hertragen verschiedener oft entstellter Aeußerungen einzelner Mitglieder doch wenigstens so viel, daß der gegenseitige Haß ein immer erbitterterer, die Kluft, welche die Parteien trennte, eine immer unausfüllbarere wurde.

War Paul auch durch sein Verhältniß zu Herrn Biedermann und durch seinen ihm angeborenen Sinn für das Rechte an die Partei des Directors gebunden, so bestand doch auch noch die Freundschaft zwischen ihm und Jenny, welche als Nichte des durch die Rollensucht der Frau Directorin sich gekränkt fühlenden Fräulein Miranda zu der Gegenpartei gehören mußte.

Die beiden noch in dem Kindesalter stehenden Mitglieder setzten eine Zeitlang offen ihren freundlichen Verkehr fort; eine jede freie Stunde widmete Paul seiner kleinen Freundin. Als aber Fräulein Miranda ihrer Nichte den Umgang mit dem Adoptivsohn des abscheulichen Biebermann untersagte, kamen die Kinder heimlich zusammen und die Sache erhielt daher für sie trotz vieler Klagen und Thränen einen erhöhten Reiz.

Ohne es zu wissen, waren sie so mit einem Male zu dem Romeo und zu der Julia dieser Montagu und Capulet geworden. Ein Winkel auf dem Boden des Hauses war der Zusammenkunftsort der jugendlichen Freunde, deren Verhältniß gewiß bald einen anderen, gefährlicheren Character angenommen haben würde, wenn nicht der Genius der noch zu großen Jugend sie davor bewahrt hätte.

Das bereits sehr schwankende Unternehmen des Herrn Purzlinger sollte aber bald den letzten, seinen Untergang herbeiführenden Streich empfangen, denn noch immer nicht waren die Götter der Unterwelt versöhnt, noch immer schienen sie den früher so glücklichen Theaterdirector zu verfolgen.

Die wichtigsten Tage, welche in dem Theaterleben der Kalender enthält, sind der Sechszehnte

oder der Erste eines jeden Monats, je nachdem die Direction ihre Einrichtung getroffen hat, denn einer dieser Tage ist bei jedem Theater Gagetag — für die Mitglieder also stets ein heißersehnter Augenblick, während der Director oft genug wünschen möchte, der astronomische Tag möge achtundvierzig Stunden haben und also täglich zwei Vorstellungen gestatten, oder es möchte ein Monat sich zu einem Jahre ausdehnen lassen.

An jedem Sechszehnten versammelten sich mit gewissenhaftester Pünktlichkeit die Mitglieder in dem Zimmer des Herrn Purzlinger. Ein gewisser feierlicher Ernst lag dann auf den Gesichtern der Menschendarsteller beiderlei Geschlechts. Selbst bei den gespannten Verhältnissen, in denen sie in letzter Zeit zu einander gestanden, herrschte zu dieser wichtigen Stunde Friede und Eintracht in dem geweihten Raume der Theater-Canzlei, wie der Director sein Wohnzimmer zu nennen pflegte. Nur hin und wieder schien ein drohender Blick von einer oder der anderen Seite auf des Feindes verhaßte Gestalt zu fallen und die Worte des Chores aus der „Braut von Messina" zu recitiren:

Aber treff' ich Dich draußen im Freien,
Dann soll der blutige Kampf sich erneuen!

Der Herr Director hatte als gewissenhafter Geschäftsmann stets schon am Abend des Fünfzehnten die monatliche Rate für jedes Mitglied abgezählt, das Geld fein säuberlich in ein Stück Papier gewickelt und eigenhändig den Namen des betreffenden Künstlers auf jedes Päckchen geschrieben. Diese Päckchen lagen alphabetisch wohlgeordnet, ein jedes auf der von Paul geschriebenen Quittung in dem Schubfache des Secretairs, so daß der Herr Director am Morgen eines jeden Sechszehnten in größter Ordnung und Ruhe die Auszahlung vornehmen konnte.

Trotz der schlechten Geschäfte der letzten anderthalb Monate hatte Herr Purzlinger doch auch den sechszehnten December in gewohnter Weise mit Hülfe Pauls redlich vorbereitet. Die Mitglieder hatten sich bereits versammelt, nur Keilberg fehlte noch, obgleich dieser sonst am Sechszehnten nicht auf sich warten zu lassen pflegte.

Der Director kam wie gewöhnlich aus dem anstoßenden, ihm selbst und seiner Familie als Schlafgemach dienenden Zimmer. Wie stets an diesem wichtigen Tage grüßte er die Versammelten besonders würdevoll und ernst. Dann zog er einen Schlüssel aus der Tasche und schickte sich an, den Secretair aufzuschließen.

Zu seinem größten Erstaunen fand er, daß das Schloß offen war, er ließ die Klappe des Secretärs herab, öffnete das Schubfach und blieb wie versteinert, Todtenbläſſe auf dem Antlitz, den starren Blick auf den geöffneten Kasten gerichtet einen Augenblick lang stehen. Dann bedeckte er sich das Gesicht mit beiden Händen und sank mit dem Ausrufe:

„O ich unglücklicher, ruinirter Mann!“ in den zunächststehenden Stuhl.

„Um des Himmels Willen, Freund, was ist geschehen!“ rief Herr Biebermann auf den Director zueilend.

„Was ist, was giebt's!“ riefen die anderen Mitglieder in unregelmäßigem Chor durcheinander.

„Da, sehet selbst!“ erwiderte mit gebrochener Stimme Herr Purzlinger; „nehmt Euch Eure Gage — dort lag sie gestern Abend noch!“

Die Mitglieder drängten sich um den Secretair: die von Paul geschriebenen Quittungen lagen wohl noch in dem Kasten, aber das Geld war verschwunden.

Der Director raffte sich auf, ging zu dem Secretär zurück, zog noch zwei andere Kästen auf, dann fiel er seiner Gattin, die während dem durch die an einem solchen Tage in der Canzlei unge-

wohnte Unruhe aufmerksam gemacht, ebenfalls eingetreten war, um den Hals und weinte laut.

Biebermann erzählte der Frau Directorin in kurzen Worten das Vorgefallene.

„O, nicht das allein," unterbrach Herr Purzlinger den Sprecher, sich aufrichtend und auf die beiden andern leeren Schubfächer deutend, „auch mein eigenes Geld, meine Uhr, Deine goldene Kette, das silberne Besteck meines Sohnes, das dieser von seinem Pathen erhalten — das Alles ist gestohlen! Wir sind Bettler, wir müssen mit Schimpf und Schande hier fortziehen... o mein Gott, warum mußte das geschehen!"

„Aber hier helfen keine Klagen," rief Urachowitz, „den Dieb müssen wir verfolgen!"

„Ja, wenn wir wüßten, wer er ist und wo er ist!" meinte der nicht allzuschlaue Herr Süßholz.

„Nun darüber ist doch wenig Zweifel, wer es sein kann — ich sage es unverhohlen, ich habe auf Keilberg Verdacht!" entgegnete Urachowitz.

„Ja, ja, der ist es — er ist nicht zur Auszahlung gekommen — man suche ihn — man sehe nach, ob er noch im Hause oder in der Stadt ist!" riefen Alle durcheinander.

Man suchte den Vermißten — er war nirgend

zu finden: er war fortgelaufen, denn auch von seinen Sachen fehlten die Stücke, welche mitzunehmen allenfalls der Mühe lohnte.

Der freche Diebstahl, der natürlich sofort der Behörde angezeigt ward, brachte die ganze Stadt in Bewegung und blieb für einige Tage der Gegenstand des Gesprächs auf allen Bierbänken der Männer und in allen Thee-Cirkeln der Damen. Man beklagte den Director und seine Mitglieder, man schimpfte auf den Spitzbuben — aber damit wurde freilich Herrn Purzlinger nicht geholfen, ebensowenig wie den Mitgliedern und den Creditoren derselben.

Nachdem sich der Director wieder etwas gefaßt hatte, ließ er nach einer kurzen Berathung mit seiner Gattin und seinen Freunden Biedermann und Urachowitz die sämmtlichen Mitglieder wieder in die Canzelei rufen, denn ein Jedes derselben hatte sich alsbald an eine genaue Untersuchung seiner eigenen Habseligkeiten gemacht, um zu sehen, ob der Dieb nicht auch noch weitere kühne Griffe gethan habe.

Als die Gesellschaft wieder vollständig beisammen war, erklärte ihr der Director, daß er unter diesen Umständen genöthigt sei, sein Unternehmen aufzugeben und die Mitglieder sämmtlich zu ent-

lassen. Um ihnen aber Geld zur Reise und zur Lösung etwaiger Verbindlichkeiten in der Stadt zu schaffen, schlug er vor, noch eine oder zwei Vorstellungen auf Theilung zu geben. Von dem Inventar des Theaters wolle er so viel zu verkaufen suchen, als zur Deckung der rückständigen Gage nöthig sei.

Dieser Vorschlag ward angenommen, nur Biedermann, Urachowitz, Fräulein Miranda und Paul verzichteten auf ihre letzte Monatsgage.

Die beiden letzten Vorstellungen wurden gegeben; es brachten dieselben doch so viel ein, daß ein jedes Mitglied einige Thaler Reisegeld erhalten konnte. Auf das Inventar lieh ein wohlhabender Mann in der Stadt so viel, als der Gage-Etat des letzten Monats betrug.

Als diese Geschäfte abgewickelt waren, zerstreuten sich die Mitglieder der Gesellschaft nach allen Himmelsgegenden, um sich irgend wo anders ein Unterkommen und Verdienst zu suchen.

Die bisherige Zwietracht der Mitglieder hatte in den letzten Tagen größeren Sorgen und schlimmerem Trübsal weichen müssen; man schied daher im Guten von einander.

Sehr schwer ward Paul der Abschied von seiner

Freundin Jenny. Am Abend vor der Abreise waren diese Beiden noch lange bei einander gewesen; sie hatten sich unzählige Male die Hände gedrückt, sich umarmt und geküßt und ewige Freundschaft geschworen, viele Thränen waren geflossen, viele Seufzer und Klagen über die Trennung über ihre Lippen gekommen. Sie hatten nicht mehr nöthig gehabt, zu dieser letzten Zusammenkunft auf den Boden hinaufzusteigen, sie durften in Fräulein Miranda's Zimmer die letzten Stunden der Purzlingerschen Gesellschaft zubringen.

Schon nachdem die Auflösung der Gesellschaft beschlossen worden war, hatte Herr Biedermann mit seinem Pflegesohn über dessen nächste Zukunft gesprochen und ihm seine desfallsigen Pläne mitgetheilt. Er wollte Paul nach einer größeren märkischen Stadt bringen, wo eine ihm befreundete Familie lebte, bei welcher Paul wohnen und die dortige Schule besuchen sollte, denn der verständige und rechtschaffene Mann wünschte nicht, daß das Kind, das ihm der Zufall geschenkt hatte, ohne Erziehung aufwachsen solle, auch lag es nicht in seinem Plane, dasselbe für das Theater zu erziehen.

„So lange als ich lebe und selbst etwas habe," sprach er zu Paul, „sollst Du wenigstens keine

drückende Noth leiden und Gelegenheit haben, etwas zu lernen — nur geh' nicht zum Theater! Du hast jetzt selbst gesehen, welchen Zufälligkeiten, welchen Sorgen, welcher Noth der Schauspieler ausgesetzt ist. Ergreife später einen anderen Beruf: das schlechteste Handwerk ist besser als das glänzende Elend, in dem ich von Jugend auf gelebt habe!"

Der Morgen der Abreise erschien. Noch einmal nahm Paul von dem Director und seiner Familie, wie von den anderen da und dorthin ziehenden Mimen Abschied, noch einmal umarmte er seine Freundin Jenny — dann reiste er mit seinem Pflegevater und Herrn Urachowitz nach der Stadt ab, welche ihm Ersterer zum einstweiligen Aufenthalt bestimmt hatte.

Noch eine bittere Trennungsstunde mußte Paul hier erleben, denn nachdem ihn Biebermann in der Familie seines Freundes, eines armen Schneidermeisters, untergebracht und für den Schulbesuch des Pflegesohns gesorgt hatte, reiste der brave Mann mit Herrn Urachowitz weiter, um so bald als möglich ein neues Engagement zu finden. Es währte auch kaum vierzehn Tage, so erhielt Paul einen Brief von dem Pflegevater, in welchem ihm dieser anzeigte, daß er bei einer kleinen Bühne in Pom-

mern einen Platz gefunden, Herr Urachowitz aber gegenwärtig noch in einigen kleineren Städten mit Hercul gastire.

Paul führte von nun an in dem Kreise der schlichten Bürgerfamilie ein ruhiges Leben. Er fand sich leicht in diese kleinen, fast ärmlichen Verhältnisse. Das geregelte, solide Leben in dem Hause des Schneidermeisters sprach ihn trotz seiner Jugend doch mehr an, als das Thun und Treiben bei dem Purzlingerschen Theater — gegen seinen Aufenthalt im Pensionat des Pastors Holzhagen aber erschien ihm der bei dem einfachen Schneidermeister wie eine goldene Zeit.

In der Schule fand Paul bei seiner natürlichen Begabung bald Gelegenheit, sich auszuzeichnen, ebenso wie er die anderen die Schule besuchenden Knaben sich zu Freunden zu machen und sich bei ihnen durch seine geistige Ueberlegenheit und seine körperliche Kraft in Respect zu setzen wußte. Er ward schnell der Liebling der Lehrer — die Vergleiche, die er oft zwischen diesen und dem Pastor Holzhagen aufstellte, fielen keineswegs zu Gunsten dieses gelehrten und gottesfürchtigen Herrn aus.

Unterdessen war es wieder Frühling geworden; das Osterfest und die Schulferien waren vorüber.

Da ward Paul eines Tages auf dem Schulwege von einer unangenehmen, näselnden Stimme mit dem Namen seines Vaters angerufen, denn er führte auch hier den seines Pflegevaters.

Er sah auf und erbleichte, als er den Sohn des Pastors Holzhagen, seinen erbitterten Feind Gotthold, mit einer Mappe und mehreren Büchern unter dem Arm vor sich stehen sah.

„Also hier treffe ich Dich, Du Landstreicher!“ rief ihm Gotthold höhnisch zu.

„Da hast Du den Landstreicher, elender Spion!“ schrie Paul im überwallenden Zorn und gab dem lang aufgeschossenen Jungen eine so tüchtige Ohrfeige, daß dieser seine Mappe mit den Büchern fallen ließ und laut zu heulen begann.

In wenig Augenblicken waren Beide von der Schuljugend umringt. Es bildeten sich schnell zwei Parteien: die Schüler der untersten Klasse des Gymnasiums, zu denen Gotthold gehörte, wollten den diesem und der Quinta angethanen Schimpf rächen, die Zöglinge der Bürgerschule traten auf die Seite ihres Mitschülers. Bald war die Rauferei in vollem Gange. Es entstand ein Auflauf, der das Einschreiten eines Gerichtsdieners nöthig machte. Die Kinder wurden auseinander getrieben und er-

griffen die Flucht; Gotthold aber, der sich während des Kampfes etwas zurückgezogen hatte, trat nun auf den Gerichtsdiener zu und rief, auf Paul deutend:

„Fassen Sie den, er ist vor fast einem Jahre aus der Schule meines Vaters entlaufen — er ist ein Dieb, ein Landstreicher...!“

„Schweig, Du bist ein ebenso scheinheiliger Hallunke, wie Dein Vater!“ antwortete Paul, dem es nicht einfiel, sich durch die Flucht zu retten.

Der Gerichtsdiener wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er Beide beim Kragen nahm und auf das Rathhaus führte.

Ein großer Schwarm von Neugierigen, die ganze Schuljugend folgte mit Schreien und Schimpfen, so daß der Diener der Gerechtigkeit sich ihrer kaum erwehren konnte; aus allen Fenstern schauten die Bewohner der Straße, durch welche der Zug ging, denn einen solchen Vorfall, einen solchen Lärm hatte es seit den Kriegsjahren in der Stadt nicht gegeben.

Vor dem Polizeibeamten, zu dem der Gerichtsdiener die Knaben führte, wiederholte Gotthold seine Anklage gegen Paul. Als der Beamte den Namen Paul Eisenschmidt hörte, ward er aufmerksam; er holte ein großes Buch aus einem Schranke,

blätterte in demselben, schien bald das, was er suchte, gefunden zu haben, und sah Paul zu verschiedenen Malen scharf an.

Auf Befragen gestand dieser nun auch, daß er wirklich Paul von Eisenschmidt heiße und von Braunsberg wegen schlechter Behandlung entflohen sei.

Als ihn aber der Beamte fragte, wo er sich in der Zeit seit seiner Flucht umhergetrieben habe, weigerte sich Paul zu antworten. Weder durch gütliches Zureden, noch durch Drohungen war etwas hierüber aus ihm herauszubringen.

Während dem hatte man auch den Schneidermeister herbeigeholt, bei dem Paul wohnte. Derselbe mußte sagen, was er selbst wußte. Es wurde Alles zu Protokoll genommen und Paul auf die Zeit der Untersuchung der Sache und bis man ihn wieder an seine Aeltern würde ausliefern können, in das städtische Gefängniß abgeführt.

So fest und entschieden sich Paul dem Beamten gegenüber gezeigt hatte, so verließ ihn doch sein Muth gänzlich, als die schwere mit Eisen beschlagene Thür der Gefängnißzelle hinter ihm ins Schloß fiel. Beim Anblick der kahlen, weißen, mit verschiedenen Namen bekritzelten Wände, der starken eisernen Stäbe vor dem Fenster schwand ihm jede

Hoffnung. Der Gedanke, wie ein Verbrecher mit Gerichtsdienern nach dem älterlichen Hause zurückgebracht zu werden, noch mehr aber der Empfang, der ihn dort erwartete und die Aussicht, dem bösen Pastor wieder in die Hände zu fallen — das Alles machte ihn schaudern. Er dachte ferner an den wackern Biedermann, an die großen Unannehmlichkeiten, welche auch diesem aus der unglücklichen Begegnung mit Gotthold erwachsen mußten; er dachte an Jenny, die er wohl nie wieder sehen würde, und laut weinend warf er sich auf den Strohsack, der in einer eisernen Bettstelle liegend für die nächste Zeit sein Lager sein sollte.

So lag er noch in dumpfer Verzweiflung, als ihm der Gefängnißwärter sein Mittagsessen brachte, das aus einem Stück Schwarzbrod, einer Schüssel grober Grütze und einem Krug mit Wasser bestand. Er rührte die Mahlzeit nicht an, bat aber den Mann um Schreibmaterialien, da er an seine Aeltern und an einen Freund schreiben wolle.

„Da sieht man die Jugend!" meinte der alte Gefängnißwärter; „nein, junger Herr Baron, das geht nicht. Schreiben darf kein Gefangener, aber ein Buch will ich herbringen, das Sie bessern soll; darin lesen Sie fleißig, Sie werden wohl noch nicht

viel in dem köstlichen Buche, in der heiligen Schrift, gelesen haben!"

„Was, eine Bibel soll ich bekommen! Ich danke Ihnen, guter Mann, bringen Sie sie schnell her!"

„So? lesen Sie gern darin? nun das freut mich," sagte der Alte langsam fortgehend und die Thür sorgfältig wieder schließend.

Bald kehrte er mit einer großen uralten Bibel zurück und sprach, sie auf den Tisch legend:

„Sehen Sie, in dieser Bibel hat schon mancher Bösewicht gelesen und aus ihr Gott erkennen gelernt. Vielleicht gehen Sie auch in sich, wenn Sie recht andächtig in dem heiligen Buche gelesen haben."

„Aber ich bin doch kein Bösewicht!"

„Nun zum Spaße oder wegen etwas Gutem hat man Sie doch nicht hierher gebracht! Wer bei mir in Pension gegeben wird, der ist in der Regel dem Zuchthause und Galgen näher, als irgend etwas Anderem!"

„Ich bin blos einem schlechten Menschen fortgelaufen, übrigens aber ganz unschuldig..."

„Nun ja, das kenne ich schon," unterbrach ihn der Gefängnißwärter, „unschuldig sind sie Alle, die zu mir kommen, wenigstens sagen sie es. Ich habe noch Keinen da gehabt, der es selbst gesagt hätte,

daß er ein Spitzbube sei. Nun aber leben Sie wohl, ich wünsche gesegnete Mahlzeit; um sechs Uhr komme ich wieder und bringe das Abendbrod. Lesen Sie nur recht fleißig in der Bibel und lernen Sie die heiligen zehn Gebote auswendig!"

Mit diesen Worten empfahl sich der fromme und gesprächige Kerkermeister.

Paul versank von Neuem in düsteres Sinnen; er versuchte es zwar, die trüben Gedanken durch das Lesen in der Bibel zu vertreiben, aber leider erinnerte ihn so manches Wort, so mancher Spruch in dem heiligen Buche an den gleißnerischen Pastor Holzhagen, und immer wieder trat die Hoffnungslosigkeit seiner Lage ihm vor die Seele.

Endlich fand er bei hereinbrechender Dunkelheit für den Augenblick wenigstens einen gesunden Schlaf, der nach den heftigen Gemüthsaufregungen des Tages um so fester und erquickender war — denn es ist eine der schönsten Wohlthaten, deren die Jugend theilhaftig ist, daß ihr selbst beim größten Seelenschmerz der sanfte Gott des Schlummers ein treuer und himmlischen Trost bringender Freund bleibt.

Schluß des ersten Bandes.

Gedruckt bei C. Polz in Leipzig.